

Spinnennetze.

Roman

von

Reinhold Ortmann.



BERLIN W. 9
GLOBUS VERLAG G. m. b. H.

120/21

Doppelband.

Spinnennetze.

Roman

von

Reinhold Ortmann.

Erster Band.



Berlin W. 9.
Globus Verlag
G. m. b. H.

Erstes Kapitel.

„Aber es ist unmöglich, Papa — du mußt es mir glauben! In meiner Schatulle liegen kaum noch fünfhundert Francs, und auch diese haben schon ihre Bestimmung. Ich fürchte ohnedies, daß Guy über die Größe meiner Ausgaben erstaunt ist."

Der stattliche, alte Herr, an den diese Worte gerichtet waren, warf mit einer Bewegung, die ebensowohl Bestürzung als Unwillen ausdrücken konnte, den Kopf zurück und zupfte nervös an den Enden seines schneeweißen Kinnbartes.

„Ach, zeigt sich Herr de Versigny neuerdings auch von dieser Seite? Er hat dich also zu größerer Sparsamkeit ermahnt?"

„O nein! Es ist zwischen uns von Geldangelegenheiten überhaupt noch niemals die Rede gewesen. Aber gerade, weil ich gewiß bin, daß Guy es nicht aussprechen würde, ist mir der Gedanke unerträglich, von ihm für eine Verschwenderin gehalten zu werden."

Graf Bourmont atmete erleichtert auf. Aber sein Lächeln schien doch noch etwas gezwungen, da er erwiderte:

„Eine sehr überflüssige Besorgnis, meine liebe Gabrielle, falls es sich dabei wirklich nur um die armseligen paartausend Francs handelt, die du mir im Laufe der letzten Monate gegeben. Was bedeutet eine solche Bagatelle für die Gattin eines Millionärs! Man sagt, daß de Versignys Vermögen sich mit jedem Jahre um Hunderttausende vergrößert. Du hätte also ein gutes Recht, von ihm zu verlangen, daß er auch dein Nadelgeld entsprechend erhöhe."

Mit jenem müden, fast schwermütigen Ernst, der den unveränderlichen Grundzug ihres Wesens zu bilden schien, schüttelte die blasse, junge Frau den Kopf.

„Du weißt, Papa, wie ich darüber denke. Weshalb sollen wir immer wieder von Dingen sprechen, die für uns beide in gleichem Maße peinigend sein müssen!"

Der Graf verließ seinen Platz hinter dem kleinen, steiflehnigen Empiresofa, auf dessen Polster seine Tochter in lässiger Haltung ruhte, und machte ein paar Schritte über den Teppich des mit auserlesenem Luxus eingerichteten Salons. Er war groß und breitschultrig, und trotz seiner tadellos eleganten bürgerlichen Kleidung hatte er ganz das Aussehen eines alten Soldaten von jenem Typus, den man unter den Marschällen des zweiten Kaiserreichs so häufig vertreten fand.

„Weshalb wir davon sprechen sollen? Ja, mein Kind, wenn ich im Überfluß lebte wie ihr, wäre das allerdings nicht nötig. Aber es ist doch ein geradezu lächerlicher Zustand, daß ich als der Schwiegervater des Herrn Guy de Versigny in Gefahr sein soll, aus meinem Klub ausgeschlossen zu werden, weil ich nicht im stande bin, eine armselige Spielschuld von zweitausend Francs zu bezahlen."

„Dazu also brauchst du das Geld?" fragte

Gabrielle, und wie ein sanfter, aber tief schmerzlicher Vorwurf klang es aus ihrer Stimme. „Du hast wieder verloren, was du nicht besaßest!"

„Pah, es ist nicht der Rede wert. Fürst Nikofor Rasumin hatte gestern einen ausnehmend glücklichen Abend; aber ich bin sicher, daß ich die Kleinigkeit noch heute doppelt und dreifach wieder hereinbringe. Zunächst natürlich muß die alte Verpflichtung geregelt werden. Man nimmt es damit im Klub sehr genau. Und wenn du mir die kleine Gefälligkeit nicht erweisen kannst, so werde ich mich eben an meinen Herrn Schwiegersohn wenden müssen."

Mit einer lebhaften Bewegung hatte sich die junge Frau bei seinen letzten Worten erhoben.

„Nein, Papa — nur das nicht! Du darfst ihn unter keinen Umständen darum bitten. Gedulde dich hier einen Augenblick — ich werde dir helfen."

Sie verließ das Gemach, und als sie nach Verlauf von etwa zwei Minuten zurückkehrte, hatte sie ein Etui von rotem Maroquinleder in der Hand, das sie ihrem Vater reichte.

„Nimm — es ist meine Rubinbrosche. Wenn du sie verpfändest, wird man dir ohne weiteres die zweitausend Francs geben, die du brauchst. Später kannst du sie ja wieder einlösen. Und die Hergabe bedeutet für mich kein Opfer; denn ich werde sie ohnehin nicht mehr tragen."

Aber mit einer fast pathetischen Gebärde wehrte Graf Bourmont ab.

„Was denkst du von mir, mein Kind! Ein Bourmont bei einem Pfandleiher! Welche Vorstellung! Und diese Brosche — war sie nicht das erste Weihnachtsgeschenk deines Gatten?"

„Ja," sagte Gabrielle leise und mit niedergeschlagenen Augen. „Aber es ist nicht zu besorgen, daß er ihr Fehlen bemerken werde. Er weiß ja, daß ich mich nie wieder mit Juwelen schmücke."

„Du verstehst mich falsch. Es ist nicht das, was ich fürchte. Denn wenn ich die Brosche wirklich annähme, so würde es sich natürlich nur um eine ganz kurze Zeit bis zu ihrer Rückgabe handeln. Aber daß du dich überhaupt entschließen kannst, ein so teures Kleinod nur für einen Tag aus deinen Händen zu lassen — das, meine liebe Gabrielle, ist es, was mir wehe tut. Ihr seid da, wie mir scheint, in eurer Ehe nachgerade bis zu einem Punkte gelangt, über den hinaus es unmöglich in derselben Weise weitergehen kann. Man liest dir's ja vom Gesicht, daß du in Gefahr bist, dich dabei aufzureiben. Es ist fürwahr hohe Zeit, ein Ende zu machen — so oder so."

Gabrielle erhob den Kopf, und ein Ausdruck hochgradiger Spannung war in ihren eben noch beinahe apathischen Zügen.

„Ein Ende zu machen? Was verstehst du darunter, Papa?"

„Ich verstehe darunter, daß du entweder diese unnatürliche Zurückhaltung aufgibst und deinem Manne bedingungslos verzeihst —"

„Niemals!" fiel sie ihm in plötzlich aufflammender, leidenschaftlicher Erregung ins Wort. „Es ist unmöglich — undenkbar! Und niemand sollte besser wissen als du, weshalb es unmöglich ist."

„Hum — Nun ja! — Du kannst die Erinnerung an jenen unglückseligen Maitag noch immer nicht los werden. Und ich bin gewiß weit davon entfernt, deine kindlichen Gefühle zu tadeln. Aber schließlich, wenn man es

unbefangen betrachtet — und nachdem doch jetzt zwei volle Jahre seitdem vergangen sind — —"

„Und wenn es fünfzig wären, ich würde das Entsetzliche noch immer mit derselben furchtbaren Deutlichkeit vor mir sehen. Nie — niemals werde ich es vergessen! Nie werde ich meines Mannes Gesicht sehen, nie seine Stimme hören können, ohne es noch einmal zu durchleben. Bei der bloßen Berührung seiner Hand durchschauert es mich wie bei einer Berührung mit dem Tode."

Eine heiße, fliegende Röte war auf ihren eben noch beinahe farblosen Wangen erschienen, um ihre Mundwinkel zuckte es, und ihre großen dunklen Augen standen voll Tränen. Mit einer Zärtlichkeit, die nicht ganz frei w[illegible] von dem Anschein theatralischen Gebarens, streichelte Graf Bourmont das schmale, erregte Gesichtchen seiner Tochter.

„Wie nervös du bist, meine arme Kleine! Sagte ich's nicht, daß du dich dabei aufreibst? Es zerreißt mir das Herz, dich in solchem Zustande zu sehen. Wäre es da nicht wirklich besser, eine mutigen Entschluß zu fassen und dich von einem Manne zu trennen, dessen bloßer Anblick dir so unerträgliche Qualen bereitet?"

„Eine Scheidung? Nein! Du weißt, Papa, daß auch mir dies zuerst als der einzige Ausweg erschien; aber ich sagte dir schon damals, daß ich mit Guy übereingekommen bin, darauf zu verzichten."

Die buschigen weißen Brauen des Grafen zogen sich unmutig zusammen.

„Vielleicht würde er heute anders darüber denken. Diese Art des ehelichen Verkehrs muß ihm doch auf die Dauer ebenso peinlich geworden sein wie dir!"

„Sobald er einen Wunsch äußert, sich von mir zu

trennen, werde ich natürlich ohne weiteres einwilligen. Bis dahin aber halte ich mich an das einmal gegebene Versprechen gebunden."

Ihre Sprache hatte schon wieder den früheren, traurig-müden Klang, und gerade dadurch erhielten ihre Worte eine Bestimmtheit, die dem Grafen offenbar wenig gefiel. Er wollte etwas erwidern, aber er hatte noch nicht mehr als das erste Wort über die Lippen gebracht, als ein Diener die Tür des Salons öffnete, um zu melden:

„Herr Andersson bittet um die Ehre, von der gnädigen Frau empfangen zu werden."

„Ah, schon wieder dieser unvermeidliche Maler!" murmelte Graf Bourmont verdrießlich, indem er zugleich mit einer raschen Bewegung das Maroquin-Etui vom Tische nahm und in seiner Tasche verschwinden ließ. „Man kann ja überhaupt kaum noch hierherkommen, ohne ihn bei dir zu finden."

Gabrielle antwortete nicht. Sie hatte dem Diener durch ein Zeichen bedeutet, den Besucher einzuführen. Und wie der Schatten eines Lächelns huschte es über ihr längst wieder marmorbleich gewordenes Gesicht, als er wenige Sekunden später auf der Schwelle erschien, mit einem raschen Blick seiner klaren grauen Augen das Gemach überfliegend.

„Ich hoffe, nicht zu stören, gnädige Frau! Da ich versprochen hatte, Ihnen heute die „Wahlverwandtschaften" zu überbringen —"

„Ja — diesen Roman mit dem unaussprechlichen Titel," sagte sie freundlich, indem sie ihm die schmale Hand reichte. „Ich danke Ihnen, lieber Herr Andersson! Aber ich rechne bei der Lektüre auf Ihre Hilfe, denn ich

bin leider nichts weniger als eine Meisterin in der deutschen Sprache."

Der Maler, der ihre Finger leicht mit den Lippen berührt hatte, verbeugte sich wie zum Zeichen seiner Bereitwilligkeit, und wandte sich dann gegen den Grafen, um ihn mit gemessener Höflichkeit zu begrüßen. Er war an Wuchs vielleicht um ein Geringes kleiner als der hünenhaft gebaute Vater Gabriellens, aber das vollkommene Ebenmaß seiner Gestalt ließ ihn trotzdem groß und voll männlicher Kraft erscheinen. Das von einem kurzen, spitz geschnittenen Vollbart umrahmte Gesicht des etwa Zweiunddreißigjährigen war klug und angenehm, ohne indessen Anspruch auf besondere Schönheit machen zu dürfen. Und weder in seinem Anzuge, der fast etwas Spießbürgerliches hatte neben der geckenhaften Eleganz des Grafen, noch in seinem schlichten und natürlichen Auftreten offenbarte sich auch nur das geringste Bemühen, den genialischen Künstler hervorzukehren.

„Ich wünsche Ihnen Glück zu Ihrem neuesten Erfolge, Herr Andersson," sagte Graf Bourmont mit einer Liebenswürdigkeit, die nichts mehr von seiner eben gezeigten Verstimmung erkennen ließ. „Überall, wohin ich komme, empfängt man mich mit Äußerungen des Entzückens über Ihr Porträt meiner Tochter."

„Ich aber bin nicht anmaßend genug, Herr Graf, um mehr als höchstens die Hälfte dieses Entzückens auf die Rechnung meiner Kunst zu setzen."

„Ah, Sie machen Fortschritte, mein Lieber! Noch vor wenig Tagen sagte mir die schöne Frau du Jary, Sie wären der einzige, von dem sie noch nie eine Schmeichelei gehört hätte."

„Ich weiß nicht, ob das eine Anerkennung oder ein Tadel sein soll. Aber es war jedenfalls auch in diesem

Augenblick nicht meine Absicht, Frau de Versigny zu schmeicheln."

„Ich glaube es Ihnen, lieber Freund," mischte sich Gabrielle ein, „und ich sollte deshalb eigentlich sehr stolz sein, daß Sie meiner unbedeutenden Person einen Anteil an Ihrem Erfolge zuschreiben. Wie schade, daß ich nicht mehr eitel genug bin, um — —"

Sie konnte die begonnene Rede nicht vollenden, denn die Tür, die aus dem großen, gemeinsamen Salon in die Gemächer ihres Gatten führte, hatte sich geöffnet, und in Begleitung eines jungen Offiziers von mehr zierlicher und eleganter als martialischer Erscheinung trat der Herr des Hauses, der trotz seiner dreißig Jahren schon so viel genannte Guy de Versigny, ein. Auch er war von mittelgroßer, aber elastischer und geschmeidiger Gestalt. Und sein schönes, durchgeistigtes Gesicht mit der wundervollen Stirn und den tiefen, dunklen Augen hatte bei seinem ersten Auftreten in der Öffentlichkeit gewiß nicht wenig dazu beigetragen, ihm namentlich die Gunst des zarten Geschlechts im Fluge zu gewinnen. Er war nicht von aristokratischer Herkunft, sondern seine Vorfahren waren reiche Großindustrielle gewesen, deren einer von dem dritten Napoleon für gewisse wertvolle Dienste mit dem Adel belohnt worden war. Guy war noch heute Mitbesitzer der in Südfrankreich gelegenen und von seinem älteren Bruder Etienne geleiteten industriellen Etablissements. Und es mochte kaum eine Übertreibung gewesen sein, wenn Graf Bourmont vorhin seine Jahreseinkünfte auf Hunderttausende geschätzt hatte. An Vornehmheit der Erscheinung und weltmännischer Sicherheit des Auftretens stand Guy de Versigny jedenfalls hinter keinem Abkömmling irgend eines alten, ritterlichen Geschlechts zurück, und das Opfer, das vor

drei Jahren der verarmte Graf Bourmont durch seine Einwilligung in diese Heirat seinem Ahnenstolz gebracht, konnte deshalb kaum ein allzu schweres und schmerzliches gewesen sein.

Obwohl er noch vor wenig Minuten seiner Tochter eine Scheidung von ihrem Gatten als fast unvermeidliche Notwendigkeit bezeichnet hatte, gab der alte Herr beim Anblick seines Schwiegersohnes seinem Gesicht sogleich den verbindlichsten Ausdruck, und sein Lächeln war von überzeugender Herzlichkeit. Guy begrüßte ihn durch einen raschen Händedruck, verbeugte sich leicht gegen den Maler und wandte sich dann an seine Gattin:

„Ich bringe dir eine große Überraschung, liebe Gabrielle! Wahrscheinlich wirst du ebensoviel Mühe haben wie ich, in diesem braun gebrannten Burschen denselben Pierre de Sabran zu erkennen, den noch vor drei Jahren alle jungen Damen wegen seines Milch- und Blut-Gesichts beneideten. Er kommt geradewegs aus Algier. Aber er geht erfreulicherweise nicht wieder dahin zurück; denn er ist zur Dienstleistung beim Generalstab kommandiert."

Er hatte rasch und lebhaft gesprochen. Es war kein Zweifel, daß seine Freude über dies unerwartete Wiedersehen wirklich eine ganz aufrichtige war. Auf Gabriellens Antlitz aber erschien nun wieder für einen Moment das müde, flüchtige Lächeln, mit dem sie vorhin den Maler begrüßt hatte. „Seien Sie mir willkommen, Herr de Sabran! Aber Guy hat recht; Sie haben sich in der Tat sehr verändert."

Der Hauptmann hatte ritterlich die dargebotene Hand geküßt, und als er der jungen Frau nun ins Gesicht sah, war er in Versuchung, ihr in einer Regung des

Erstaunens oder richtiger Bestürzung ihre letzten Worte zurückzugeben.

War es denn möglich, daß dies dieselbe Gabrielle war, von der er sich vor drei Jahren verabschiedet hatte? Er hatte ihre Erscheinung im Gedächtnis bewahrt, so wie er sie an ihrem Hochzeitstage gesehen, rosig und blühend, ein Bild der Gesundheit und der Lebensfreude, heiter wie ein sonniger Maienmorgen und glückstrahlend wie ein Kind, dem der sehnlichste Herzenswunsch in Erfüllung gegangen ist. Und nun? Die da vor ihm stand, war wohl noch immer ein Wesen von ungewöhnlicher Schönheit und Lieblichkeit; aber ihre Schönheit war von jener Art, die vielmehr wehmütig als freudig stimmt. Es war die Schönheit einer welkenden Blume, die Lieblichkeit eines im Hinscheiden begriffenen Sommertages. Die Augen, die sehr groß und traurig aus dem schmaler gewordenen, blassen Gesichtchen blickten, schienen ihm heute von einer ganz anderen Farbe wie damals, und der Klang ihrer Stimme schnitt ihm ins Herz. Er mußte sich energisch zusammennehmen, um weder Gabrielle noch den Freund etwas von dem schmerzlichen Eindruck merken zu lassen, den er von dieser unerwarteten Wandlung empfangen.

„Ich hoffe Ihnen zu beweisen, meine Gnädigste, daß die afrikanische Sonne mir nur die Haut, nicht auch das Herz verbrannt hat," sagte er in dem Bemühen, einen unbefangen heiteren Ton anzuschlagen. „Ich bringe es ganz in dem alten Zustande zurück, voll der freundschaftlichsten Gefühle und voll seliger Erinnerungen an verflossene, fröhliche Stunden. Ach, ich kann Ihnen nicht sagen, wie oft ich mich nach einem Platz an Ihrem Kamin und nach einem traulichen Plauderstündchen mit Ihnen und Guy gesehnt habe."

„Das ist sehr freundlich, Herr de Sabran! Aber ich fürchte fast, Sie haben sich da mehr von uns versprochen, als wir Ihnen bieten können. Ohne Zweifel werden Sie sehr bald alle anderen Salons in Paris amüsanter finden als den meinigen."

„Nun, Sie gestatten mir hoffentlich, mich durch eigene Erfahrung davon zu überzeugen. Es könnte doch sein, daß ich mit dem Amüsement vollkommen zufrieden wäre."

„Sie sind natürlich immer willkommen," sagte sie, aber es klang nicht wie eine warme, herzliche Aufforderung, sondern gleichgültig und beinahe kalt. Es war ihr jedenfalls sehr erwünscht, daß sie durch die Begrüßung zwischen dem Hauptmann und ihrem Vater und die Vorstellung Anderssons vorläufig einer Fortsetzung des Gespräches überhoben wurde. Die Unterhaltung war jetzt eine allgemeine geworden, ohne sich gerade sehr lebhaft zu gestalten, und nach einer kleinen Weile schon sagte Guy de Versigny etwas befangen:

„Ich bitte die Herrschaften, sich nicht stören zu lassen, wenn ich mich empfehle. Man erwartet mich zu einer Komiteesitzung, und ich habe mein Erscheinen bestimmt zugesagt."

„So gestattest du wohl, daß ich dich begleite," bemerkte Pierre de Sabran, indem er gleichzeitig Miene machte, sich von der Dame des Hauses zu verabschieden. „Auch ich habe noch vor dem Diner einige Besuche zu machen."

„Sie werden also wiederkommen, nicht wahr? Vielleicht leisten Sie mir zuweilen Gesellschaft bei meinen Studien in der deutschen Literatur, die ich von nun an unter Herrn Anderssons Leitung betreiben will."

„Ach, Sie sind ein Deutscher, mein Herr?“ fragte der Offizier. „Nach dem Klange Ihres Namens hielt ich Sie für einen Skandinavier.“

„Meine Familie ist von schwedischer Abstammung, aber schon meine Eltern waren gute Deutsche. Von Skandinavien habe ich nichts mehr als den Namen.“

„Der Ihnen aber hier in Paris jedenfalls trefflich zu statten kommt,“ warf Graf Bourmont mit einem kleinen Anflug von Bosheit ein. „Wer weiß, ob unsere Zeitungen mit gleicher Begeisterung Ihren Ruhm verkündet hätten, wenn Sie von den Herren Kritikern als „Prussien“ erkannt worden wären.“

Auch de Versigny hatte sich seiner Frau genähert, um Abschied von ihr zu nehmen. Wie in stummer, sehnsüchtiger Frage war sein Blick auf sie gerichtet. Gabrielle aber sah diesen Blick nicht, denn sie hatte die Augen niedergeschlagen, und mit einer ruckartigen, heftigen Bewegung, wie wenn es gälte, etwas Widerwärtiges rasch abzutun, reichte sie dem Gatten die Hand. Er fühlte das Erschauern, das bei jeder Berührung seiner Lippen durch ihren Körper ging, und er trat rasch wieder zurück, als wolle er ihre Pein nicht ohne Not verlängern. Eine Minute später hatte er mit dem Hauptmann den Salon verlassen.

Zweites Kapitel.

Als die beiden Freunde in die Rue Marbeuf hinaustraten, an der Guy de Versignys Wohnung lag, schlug ihnen die angenehm linde Luft eines ungewöhnlich warmen Mai-Nachmittags entgegen. Sie hatten seit ihrer Verabschiedung von Gabrielle kein Wort miteinander gesprochen. Nun aber sagte der Schriftsteller:

„Wollen wir an der Avenue de Champs-Elysées einen Wagen nehmen? Mein Ziel ist der Quai Voltaire. Und ich vermute, daß auch dein Weg über die Seine führt."

„Ich habe überhaupt nichts Bestimmtes vor," gestand Pierre. „Es war mir lediglich darum zu tun, noch ein wenig mit dir zu plaudern. Und wenn du es nicht gerade sehr eilig hast, machen wir den kleinen Weg vielleicht lieber zu Fuß."

Guy erklärte sich damit einverstanden, und sie gingen ein paar Dutzend Schritte schweigend nebeneinander her, bis der Hauptmann plötzlich geradeheraus fragte:

„Sage mir, Guy — deine Gattin ist doch nicht leidend?"

„Nein. Doktor Barrillot, der seit ihrer letzten schweren Krankheit unser Hausarzt ist, versichert mir wenigstens immer wieder, sie sei völlig gesund."

„So sind es vielleicht noch die Spuren jener letzten Krankheit, die sich auf ihrem Antlitz bemerkbar machen. Sie ist erst vor kurzem genesen?"

„Nicht gerade vor kurzem. Ihr Leiden war eine unmittelbare Folge der Aufregung und Todesangst, die sie bei dem Brande in der Rue Jean-Goujon ausgestanden. Wir fürchteten anfangs das Schlimmste. Aber schon nach einer Woche war jede Gefahr für ihr Leben beseitigt. Und seit zweiundzwanzig Monaten ist Gabrielle nicht eine Stunde lang körperlich krank gewesen."

„Es war ein schlimmer Tag für dich, armer Guy! Du selbst hast mir zwar nichts davon geschrieben; aber ich erfuhr durch die Zeitungen, daß die Gräfin Bourmont unter den Opfern jener gräßlichen Katastrophe gewesen sei."

„Ja," sagte de Versigny, und über seiner Nasenwurzel war plötzlich eine scharfe, tief eingeschnittene Falte. „Meine unglückliche Schwiegermutter fand ihren Tod in den Flammen. Und damit hast du auch die Erklärung für das vergrämte und leidende Aussehen meiner Frau."

Pierre machte ein etwas ungläubiges Gesicht, und dem mißtrauischen Blick des Freundes war sein Mienenspiel nicht entgangen.

„Du zweifelst daran?" fuhr er fort. „Eine kindliche Trauer, die sich noch nach Verlauf von zwei Jahren so augenfällig äußert, dünkt dich wenig wahrscheinlich? Nun, vielleicht ist es auch nicht so sehr die Trauer als etwas anderes. Hat man dir wirklich noch nirgends erzählt, wie es in meinem Hause aussieht, und wie es um das Glück meiner Ehe bestellt ist?"

Der Hauptmann schüttelte den Kopf.

„Ich habe bisher mit niemand davon gesprochen. Aber deine Frage macht mich bestürzt, Guy! Schon jetzt, kaum drei Jahre nach der Hochzeit, solltet ihr aufgehört

haben, glücklich zu sein, — ihr, das verliebteste und seligste junge Paar, das ich je gesehen?"

„Ach, das sind vergessene Zeiten, lieber Freund — Zeiten, die nie wiederkehren werden, und in die mich nur zuweilen ein grausamer Traum zurückversetzt. Wenn du ein guter Beobachter bist, mußt du es ja während der letzten Viertelstunde deutlich bemerkt haben, daß meine Frau mich verabscheut."

„Nicht doch, Guy — das ist nicht dein Ernst?"

„Vollkommen. Einem anderen würde ich's vielleicht nicht so unumwunden zugestehen, obwohl es ja längst ein öffentliches Geheimnis ist. Dir aber will ich rückhaltlos alles sagen, da es mir immer noch lieber ist, du erfährst es aus meinem Munde, als aus dem irgend eines boshaften Schwätzers. Ja, Gabrielle verabscheut mich. Und das ist nur natürlich, denn in ihren Augen bin ich nicht mehr und nicht weniger als ein Mörder."

„Aber das wird ja immer abenteuerlicher. Nein, alter Junge, solche Späße solltest du nicht mit mir treiben."

„Höre mich an, und du wirst bald erkennen, daß dies für mich kein Gegenstand zum Spaßen ist. Der 4. Mai 1897, der sie ihrer Mutter beraubte, hat mich für immer um die Liebe meines Weibes gebracht. Bis zu jenem Tage waren wir wirklich gewesen, als was du uns eben bezeichnet: das verliebteste und seligste junge Menschenpaar unter der Sonne. Und ohne den unglücklichen Eigensinn der Gräfin Bourmont wären wir es vielleicht noch heute. Ich hatte mit Gabrielle verabredet, daß wir den Wohltätigkeitsbazar erst am 5. Mai besuchen würden, weil ich eben im Begriffe war, den dritten Akt eines neuen Schauspiels zu beenden. Lie-

benswürdig wie immer hatte sie eingewilligt, und wir saßen in heiterster Laune beim Dejeuner, als ihre Mutter erschien, um uns, wie sie sagte, zur Fahrt nach dem Bazar abzuholen. Von einem Aufschub bis zum nächsten Tage wollte sie durchaus nichts wissen, da sich die ganze vornehme Welt von Paris gerade heute dort zusammenfände. Gabrielle berief sich zwar auf das Versprechen, das sie mir gegeben; da ich aber bemerkte, daß sie schwankend geworden war und ihrer so abgöttisch geliebten Mutter gerne zu Willen gewesen wäre, machte ich selbst sie in unverantwortlicher Schwäche ihres Wortes ledig und erklärte mich bereit, sie zu begleiten."

„Ich hoffe, Guy, du wirst dir nicht heute einen Vorwurf daraus machen, daß du dich damals wie ein galanter Ehemann benommen hast."

„Nur dies eine Mal hätte ich es nicht tun sollen. Aber es war freilich nicht das schlimmste meiner Verbrechen. Wir fanden, als wir kurz vor vier Uhr in der Rue Jean-Goujon anlangten, das leichte Bauwerk, das man für den Bazar errichtet hatte, von einer dichtgedrängten Menschenmenge gefüllt. Monsignore Clari, der päpstliche Nuntius, war eben mit seinen Sekretären erschienen, um den Segen des heiligen Vaters für das Werk der Menschenliebe zu überbringen. Ich sehe ihn noch immer im Gespräch mit der Herzogin Sophie von Alençon, an deren Verkaufsstand er sich besonders lange aufhielt, und sehe noch immer das gütige, etwas schwermütige Lächeln auf dem Antlitz dieser unglücklichen Fürstin. Dann, als sich der geistliche Würdenträger entfernt hatte, kam eine plötzliche Bewegung in die bis dahin ziemlich fest zusammengedrängte Masse, und es geschah auf die natürlichste Weise von der Welt, daß ich von meinen Damen getrennt wurde. Eben hatte mir die

Marquise de Tormèds eine Gardenie in das Knopfloch meines Rockes gesteckt und die Bezahlung in Gestalt eines Louis d'ors entgegengenommen, als ich aus der Richtung her, wo in einem besonderen Raume der Kinematograph aufgestellt war, eine schrille Frauenstimme den Entsetzensruf „Feuer" ausstoßen hörte. Ich wandte meine Augen dahin und sah das Aufzüngeln der Flammen an den leichten Stoffdraperien, mit denen der ganze Bazar überspannt war. Tausend andere aber hatten es gleich mir gesehen, und innerhalb einer einzigen Sekunde war die Panik da — die sinnlose Raserei von so und so viel hundert plötzlich wahnsinnig gewordenen Menschen, von denen jeder mit der Wut eines Tigers um sein Leben kämpfte. Nur wer dies Grauenhafte mit eigenen Augen gesehen hat, vermag sich eine Vorstellung davon zu machen. Alles suchte natürlich den Ausgang nach der Straße zu gewinnen, den einzigen, von dessen Vorhandensein die Besucher wußten; aber in der Mitte des Raumes schon ballte sich die ungestüm drängende Menschenmasse zu einem Knäuel zusammen, in welchem niemand mehr von der Stelle kam, mochte er sich auch mit Fäusten und Ellenbogen noch so rücksichtslos Raum zu erkämpfen suchen."

„Entsetzlich!" murmelte Pierre. „Und du warst von deinem Weibe getrennt?"

Ja. Ich befand mich dem Ausgange noch ziemlich nahe, und es wäre mir ein Leichtes gewesen, gleich nach der Entdeckung des Brandes ins Freie zu gelangen. Aber ich hatte natürlich keinen anderen Gedanken als den an Gabrielle, die sich in der Mitte oder im Hintergrunde des Saales befinden mußte. Mit dem Aufgebot meiner ganzen Kraft arbeitete ich mich durch den Menschenstrom, der mir entgegendrängte und mich immer

wieder um einen Schritt zurückriß, wenn ich mich mit unsäglicher Mühe um zwei vorwärts gekämpft hatte. Unaufhörlich rief ich ihren Namen, aber in dem schauerlichen, hundertstimmigen Wehgeschrei, das den brennenden Raum erfüllte, ging meine Stimme unter wie das schwache Lallen eines Kindes. Da — ich weiß nicht, wie lange dies verzweifelte Ringen schon gewährt hatte — sah ich plötzlich in dem Gedränge vor mir für einen Moment die Bandschleifen und die Reiherfedern ihres Hütchens auftauchen, und es war mir, als hätte ich sie mit herzzerreißender Stimme nach mir rufen hören. In diesem Augenblick verließ auch mich die letzte klare Ueberlegung, und ich verlor gleich allen anderen den Verstand. Die weißen Reiherfedern waren wieder in dem Gewühl verschwunden; aber ich mußte zu ihnen gelangen, es mochte kosten, was es wolle. Da klammerten sich von hinten her zwei Arme um meinen Hals, ohne Zweifel die Arme einer Frau, und wie eine Zentnerlast hing es, mich rückwärts ziehend, an meinen Schultern. Ich konnte nicht mehr weiter und fühlte mich unwiderstehlich in der Richtung nach dem Ausgange hin fortgerissen, während die umschlingenden Arme, die gerade auf meinen Kehlkopf drückten, mich zu ersticken drohten. Mehr instinktiv als mit vollem Bewußtsein dessen, was ich tat, machte ich eine verzweifelte Anstrengung, mich von ihnen zu befreien. Ich weiß nicht, auf welche Weise es mir gelang, weiß nicht, ob das unglückliche Weib, das von mir gerettet sein wollte, mich freiwillig losließ, oder ob ich es durch irgend eine Brutalität dazu zwang — ich weiß nur, daß ich mit einemmal wieder frei atmen konnte, und daß in dem grausigen Chaos von Rauch und Flammen und angstverzerrten Menschengesichtern noch einmal die mattblauen Bandschleifen und die weißen

Reiherfedern vor meinen Augen auftauchten. Alles zurückstoßend und niederschlagend, was sich mir noch in den Weg stellen wollte, stürzte ich darauf zu, riß die eben von einer anderen Männerfaust zu Boden gedrückte Frauengestalt empor und begann nun, sie mit meinem linken Arm fest an mich pressend, aufs neue den gräßlichen Kampf durch die wimmernde, heulende Menge, die noch vor einer Viertelstunde die vornehmste Gesellschaft von Paris gewesen war und sich nun in eine entmenschte Rotte von Tobsüchtigen verwandelt hatte."

Sie waren die Avenue d'Antin hinabgeschritten, und ein frischerer Luftzug wehte ihnen von der Seine her entgegen. Tief aufatmend blieb Guy de Versigny stehen. Bei der Erinnerung an jene Erlebnisse schien es sich noch jetzt schwer und erstickend auf seine Brust zu legen.

„Frage mich nicht, wie ich mit meiner teuren Bürde ins Freie gelangte," fuhr er mit leiser Stimme fort. „Ich weiß nicht, wie es geschah, und ich glaube, es ist gut, daß ich's nicht weiß. Denn in meinen Träumen erschrecken mich ohnedies oft genug allerlei dunkle Vorstellungen von zuckenden, halb zertretenen Mädchenleibern, über die ich hinwegschreiten muß, von zarten, weißen Armen, die sich umsonst in verzweifeltem Flehen nach mir ausstreckten, von grausig entstellten Gesichtern und brechenden Augen. Es sind nur Phantasien — gewiß! Denn wenn es wirkliche Erinnerungen wären — ich glaube, Pierre, ich könnte noch heute verrückt darüber werden."

„Das ist in der Tat grauenhaft," sagte der Offizier, den die Erzählung des Freundes tief erschüttert hatte. „Und die arme Gabrielle! Sie mußte das alles miterleben."

„Das — und Schlimmeres, Pierre! Höre mich zu Ende! Halb erstickt, blutend und mit zerfetzten Kleidern hatte ich das Freie gewonnen. Aber ich hatte das Weib an meiner Brust gut beschützt. Sie, die ohne mich verloren gewesen wäre, stand lebendig und unversehrt vor mir. Ihre leuchtenden Augen blickten voll heißer Dankbarkeit zu mir auf — aber es waren nicht die geliebten Augen Gabriellens. Ich hatte eine andere, eine mir völlig Unbekannte, aus der flammenden Hölle gerettet, nur weil sie blaue Bandschleifen und weiße Reiherfedern auf ihrem Hute trug wie meine Frau."

„Ach, welch grausame Ironie des Zufalls! Was mußt du in jenem Moment empfunden haben, armer Bursche!"

„Du wirst nicht verlangen, daß ich dir's schildere. Ich versuchte, wieder in den Bazar einzudringen; aber man riß mich zurück. Und bei der Ausdehnung, die das Feuer inzwischen genommen hatte, wäre es ja auch in der Tat nichts anderes gewesen als ein freiwilliger und völlig zweckloser Opfertod. Meine Freunde haben mir später erzählt, daß ich mich während der nächsten Stunde ganz und gar wie ein Wahnsinniger gebärdet hätte. Dann brachte mir irgend jemand die Nachricht, unter den Personen, die durch einen Seitenausgang auf den Bauplatz und von dort in eines der Nebenhäuser gelangt seien, habe sich auch meine Gattin befunden. Er sprach die Wahrheit, und wenige Minuten später kniete ich lachend und weinend an dem Lager meines geretteten Weibes. Sie war noch ohne Bewußtsein; unter meinen leidenschaftlichen Küssen aber schlug sie die Augen auf. Ein Lächeln ging über ihr blasses Gesicht, und sie erhob die Arme, als ob sie sie wie sonst um meinen Nacken schlingen wolle. Plötzlich aber voll-

zog sich eine erschütternde Wandlung in ihren Zügen. Grenzenloses Entsetzen spiegelte sich in ihren Augen, und mit einer Gebärde des Grauens stieß sie mich zurück, um gleich darauf von einem schrecklichen Weinkrampf geschüttelt zu werden. Man riet mir, mich zurückzuziehen, da mein Anblick offenbar sehr aufregend auf sie wirkte. Und ich gehorchte, noch ohne zu ahnen, daß der Liebesblick Gabriellens, der mich bei ihrem Erwachen getroffen, für alle Zeiten der letzte gewesen sein sollte."

Ein gut gekleideter Mann von auffallend beleibter Gestalt und rosigem, von einem wohlgepflegten grauen Vollbart umrahmten Gesicht streifte in diesem Moment, aus einer der in den Quai d'Orsay einmündenden Straßen kommend, hart an ihnen vorüber und zog, als er den Hauptmann erkannte, überaus höflich, ja beinahe ehrerbietig den Hut. Pierre de Sabran aber erwiderte den Gruß nicht, sondern wandte mit einer Gebärde unzweideutiger Geringschätzung den Kopf.

„Wer war das?" fragte de Versigny. „Es ist mir, als hätte ich das Gesicht schon früher gesehen."

„Das möchte ich bezweifeln. Denn zu den Bedauernswerten, die aus dem einen oder dem anderen Grunde die Bekanntschaft des Herrn Ambroise Salazat zu suchen pflegen, hast du ja glücklicherweise nie gehört. Unter den vielen Geschäften, die dieser ehrenwerte Herr betreibt, ist das eines rücksichtslosen Wucherers jedenfalls das umfangreichste und einträglichste. Als blutjunger Leutnant habe ich auch einmal das Vergnügen gehabt, ihn in dieser Eigenschaft kennen zu lernen. Und Herr Salazat verfügt, wie es scheint, über ein ausgezeichnetes Gedächtnis."

„Ein Wucherer!" wiederholte Guy nachdenklich. Aber er fügte nichts weiteres hinzu, denn er konnte dem

Freunde doch unmöglich sagen, daß er sich jetzt sehr genau erinnere, diesen dicken Menschen mit der markanten Physiognomie unlängst in anscheinend sehr erregtem Gespräch mit seinem Schwiegervater, dem Grafen Bourmont, gesehen zu haben. Pierre wartete noch eine kleine Weile, dann nahm er durch eine Frage den abgerissenen Faden ihres vorigen Gesprächs wieder auf. Und de Versigny kam hastig mit seinem Bericht zu Ende:

„Als eine Schwerkranke war Gabrielle in unser Haus zurückgebracht worden. Und ein paar Tage lang schwebte sie zwischen Leben und Tod. Wenn sie nicht stumm und apathisch dalag, wurde sie von den gräßlichsten Halluzinationen gequält, und es war immer wieder die grauenhafte Viertelstunde im Bazar, die sie in ihren Phantasien von neuem durchleben mußte. Solange dieser kritische Zustand währte, ließ Doktor Barrillot niemanden zu ihr, auch mich nicht, und nur, wenn sie unter dem Einfluß wohltätiger Betäubungsmittel ein wenig schlummerte, durfte ich durch die halbgeöffnete Tür einen Blick auf sie werfen. Darüber, daß meine Schwiegermutter unter jenen Opfern sei, die bis zur Unkenntlichkeit verkohlt auf der Trümmerstätte in der Rue Jean Goujon lagen, hatten Graf Bourmont und ich schon am Abend des 4. Mai volle Gewißheit erhalten, und voll tödlicher Angst sah ich dem Augenblick entgegen, da wir es Gabrielle nicht länger würden verbergen können. Aber es war eine überflüssige Sorge. Als ihr Vater mit Erlaubnis des Arztes zum erstenmal bei ihr gewesen war, nahm er mich bei Seite und sagte: „Eine schlimme Geschichte, mein Lieber! Gabrielle weiß, daß ihre Mutter tot ist. Und sie beschuldigt Sie, sie umgebracht zu haben. Ich glaube, Sie werden vorläufig nicht daran denken dürfen, ihr vor die Augen zu kom-

men." Natürlich war ich in der nächsten Minute an dem Lager meiner Frau, denn ich konnte es ja unmöglich geschehen lassen, daß sich eine so fürchterliche Einbildung in ihrem Geiste festsetzte. Als ich sie eine kleine Weile später verließ, wußte ich, daß es aller Wahrscheinlichkeit nach keine Einbildung gewesen war, und daß sie ein Recht hatte, mich anzuklagen. Gabrielle und ihre Mutter waren hinter mir oder fast an meiner Seite gewesen, als ich sie noch immer in dem unentwirrbaren Menschenknäuel vor mir vermutet hatte. Und das Weib, das sich vor dem Zertretenwerden zu retten versucht hatte, indem es mich mit seinen Armen umschlang, es war nach der glaubwürdigen Versicherung meines Weibes keine andere gewesen als die Gräfin Bourmont."

„Unglücklicher!" rief in warm aufwallendem Mitgefühl der Hauptmann, der nun plötzlich alles verstand. „Und du hattest diese Frau vor den Augen ihrer Tochter in das Verderben zurückgestoßen?"

Guy de Versigny nickte.

„Gabrielle behauptet, daß ich sie durch einen Faustschlag niedergestreckt hätte. Ich weiß nicht, ob sie damit recht gesehen hat. Ich bezweifle es, aber ich bin des Gegenteils nicht so gewiß, daß ich es beschwören könnte. Immerhin ist es sicher, daß ich sie auf irgend eine Weise von mir abgeschüttelt habe, und neben dieser nicht wegzuleugnenden Tatsache fällt die größere oder geringere Brutalität des angewandten Mittels kaum sonderlich ins Gewicht. Natürlich ist Gabrielle überzeugt, daß es mir nur um die Rettung des eigenen teuren Lebens zu tun gewesen sei, als ich so mit ihrer Mutter verfuhr. Und ein Mann, der es dem Opfermut und der Geistesgegenwart eines fremden Menschen überläßt, sein Weib der Gefahr zu entreißen, verdient selbstverständlich

keinen Glauben mehr, wenn er sich gegen solchen Verdacht verteidigt."

„Bei Gott, eine tragische Fügung! Aber hast du Gabrielle denn nicht gesagt, daß du das Opfer eines Irrtums geworden bist? Daß du nur an sie allein dachtest, als du dir deinen Weg gebahnt?"

„Ich habe ihr alles gesagt, mein lieber Pierre, was ich den Umständen nach zu meiner Rechtfertigung vorbringen konnte. Aber ich bin darum doch in ihren Augen ein Mörder und Feigling geblieben. Sie kann jenen angeblichen Faustschlag nicht vergessen, unter dem sie ihre Mutter zusammenbrechen sah. Meine unmenschliche Handlung hat mich für sie zu einem Gegenstande des Abscheus gemacht, nie wird es mir gelingen, das Grauen zu überwinden, das sie bei meinem Anblick empfindet."

Der Hauptmann schwieg, da er auf die von einem tiefen Schmerz durchzitterten Worte des Freundes nichts Tröstliches zu erwidern wußte. Seine eigenen Wahrnehmungen bildeten ja eine unzweideutige Bestätigung für die Richtigkeit der von de Versigny gegebenen Darstellung. Und es wäre Torheit gewesen, diesen Eindruck leugnen zu wollen, nachdem er vorhin offen sein Erstaunen über die Veränderung im Aussehen der jungen Frau ausgesprochen.

So blieb es eine kleine Weile still zwischen ihnen, bis der junge Schriftsteller, der seine männlich feste Haltung wiedergewonnen hatte, fortfuhr:

„Nun weißt du alles, Pierre, und die mehr oder weniger abenteuerlichen Geschichten, die über mein eheliches Leben im Umlaufe sind, werden dich nicht mehr unvorbereitet finden. Auch wirst du nun verstehen, daß es bei uns in der Tat nicht so vergnüglich zugeht, als du

es dir nach deinen früheren Erinnerungen vielleicht vorgestellt hattest. Seitdem Gabrielle das Lachen verlernt hat, besucht sie keine Gesellschaften mehr und gibt keine. Sie geht niemals in ein Theater oder in eine öffentliche Aufführung, es müßte denn ein streng geistliches Konzert sein, und sie verbringt ihre Zeit mit allerlei ernsthaften Studien, an denen ich natürlich keinen Teil habe, und von denen ich nur gelegentlich aus den zufälligen Aeußerungen eines ihrer Freunde etwas erfahre."

„Ihrer Freunde — sagst du? Auch der Herr, dessen Bekanntschaft ich soeben machte, gehört zu diesen Freunden?"

„Du meinst Erich Andersson? Ja! Und ich wollte, daß alle, die Gabrielle ihres Vertrauens würdigt, von der Art dieses deutschen Malers wären. Ich beneide ihn ja von ganzem Herzen um den Einfluß, den er auf sie ausübt, aber als ehrlicher Mann muß ich zugestehen, daß es jedenfalls ein für sie wohltätiger Einfluß ist. Und das gilt leider nicht von jeder der Persönlichkeiten, die sie empfängt."

„Ein deutscher Maler, der sich hier in Paris einen Namen gemacht hat? Das ist in der Tat eine ungewöhnliche Erscheinung. Oder zählt er noch zu der großen Menge der Unbekannten?"

„Keineswegs! Er ist vielmehr augenblicklich stark in der Mode. Wenn es dir der Mühe wert ist, deshalb den „Salon" zu besuchen, kannst du dort an einem bevorzugten Platze das neueste und meistbesprochene seiner Bilder sehen, ein Porträt Gabrielles."

„Sie hat sich von ihm malen lassen? Und Sie hat in eine öffentliche Ausstellung des Bildes gewilligt? Sollte das nicht ein Zeichen dafür sein, daß sie doch allge-

mach anfängt, an den kleinen Eitelkeiten dieser Welt wieder Vergnügen zu finden?"

Aber de Versigny schüttelte den Kopf.

„Nein, ich weiß, daß Gabrielle sich nur schwer entschlossen hat, den Bitten Anderssons nachzugeben und ihm für das Porträt zu sitzen. Sie bestimmte es zum Geschenk für ihren Vater, und von einer Ausstellung war nicht die Rede. Aber als ihr Andersson sagte, er halte es für sein bestes Werk, forderte sie ihn aus eigenem Antriebe auf, es für den „Salon" einzusenden — einzig, um ihm nützlich zu sein, nicht, weil sie sich den bewundernden Blicken der Menge preiszugeben wünschte."

„Hum — Nichts für ungut, mein lieber Guy — aber findest du dies Interesse deiner Frau für einen jungen Künstler, der doch immerhin ein recht hübscher Bursche ist, nicht — nun, laß mich's rund heraussagen — nicht einigermaßen bedenklich?"

De Versigny war abermals stehen geblieben, und er legte seine Hand mit sehr festem Druck auf den Arm des Freundes, während er erwiderte:

„Ein- für allemal, Pierre, Gabrielle ist für mich in dieser Beziehung über jeden Verdacht erhaben — verstehst du? Mag sie immerhin nur noch dem Namen nach mein Weib sein, so lange nicht auch dies letzte Band zwischen uns zerrissen ist, werde ich weder in meinem eigenen Herzen, noch bei irgend einem anderen Menschen auch nur den leisesten Zweifel an ihrer Treue dulden."

„Das ist selbstverständlich nur deine Pflicht. Und du hast mich mißverstanden, mein Lieber! Nicht an etwas Sträfliches dachte ich, sondern nur an jene unsichtbaren Fäden, die sich bei solchem freundschaftlichen Verkehr nur zu leicht ganz leise und verstohlen von Herz zu

Herz spinnen, ohne daß die Beteiligten ihrer notwendig sogleich gewahr werden müßten."

Aber die verneinende Gebärde de Versignys bewies, daß er auch diese Befürchtung nicht teilte.

„Erich Andersson und Gabrielle? Nein — niemals! Sie ist gewiß voll Bewunderung für sein Talent und voll Hochachtung für seine Person; aber der Mann, den sie lieben könnte, ist er sicherlich nicht. Ja, wenn jener andere nicht einmal ihren Weg gekreuzt hätte — jener Glückliche, den ich hasse, obwohl ich ihm zu Dank verpflichtet bin, wie keinem Menschen auf Erden —!"

„Du sprichst von dem Manne, der sie gerettet hat — nicht wahr?"

„Ja, von ihm! Aber ich bin fast in Versuchung, zu glauben, daß er überhaupt kein sterbliches Wesen, sondern irgend ein Halbgott gewesen sei, der geradeswegs in seinen Olymp zurückgekehrt ist, nachdem er hier unten einige übermenschliche Heldentaten verrichtet. Niemand unter meinen Freunden kannte eine Persönlichkeit, auf die Gabrielles Beschreibung gepaßt hätte. Und doch muß sein Äußeres nach ihrer Schilderung von einer Art gewesen sein, die man nicht so leicht wieder vergißt. Ah, ich kann dir nicht sagen, Pierre, wie es mir das Herz zerriß, sie dennoch von ihm sprechen zu hören — mit einer so demütigen Bewunderung, mit einem so entzückten Aufleuchten in den Augen! Ja, wenn der Mensch noch einmal ihren Weg gekreuzt hätte, vor ihm würde ich mich vielleicht gefürchtet haben."

„Und du glaubst, mein armer Guy, daß ihr beide diesen unnatürlichen Zustand dauernd werdet ertragen können? Du hast noch niemals die Notwendigkeit ins Auge gefaßt, ihn zu enden?"

„Als Gabrielle von ihrer Krankheit genesen war, schrieb sie mir einen Brief, in dem es nach ihrer naiven Auffassung keiner anderen Voraussetzung, als eines gegenseitigen Einverständnisses bedurfte. Ich suchte sie von diesem Gedanken abzubringen, indem ich ihr klar machte, daß die Gerichte sehr triftige Gründe verlangen, wenn sie die Auflösung einer Ehe aussprechen. Aber sie ließ sich von einem Advokaten informieren und erklärte mir einige Tage später, daß es ihr nicht darauf ankäme, vor der Welt für die Schuldige zu gelten, wenn nur um diesen Preis unserm Zusammenleben ein Ende gemacht werden könne. Da bot ich denn alle Mittel auf, über die ich verfügte, um sie zu einem Verzicht auf dies grausame Scheidungsverlangen zu bewegen. Ich versprach, ihr so wenig als möglich durch meinen Anblick lästig zu fallen und unseren Verkehr auf jenes bescheidene Maß zu beschränken, das zur Täuschung der Welt unerläßlich sein würde. Ich war glücklich, als sie nach längerem Zögern einwilligte, denn damals hegte ich ja noch die törichte Hoffnung, daß sich die schrecklichen Eindrücke jenes 4. Mai allgemach in ihrem Gedächtnis verwischen und daß die Liebe aus der ersten Zeit unsrer Ehe aufs neue hervorsprießen würde. Nun, nach dem, was du heute gesehen hast, mein guter Pierre, brauche ich dir ja nicht erst zu sagen, wie vollständig diese Hoffnung mich betrogen hat. Gabrielle nimmt es mit den Bedingungen, denen ich damals zustimmte, heute noch ebenso genau wie am ersten Tage. Und ich bin sicher, daß sie mir aufs neue mit ihrer Scheidungsidee kommen würde, wenn ich es wagen würde, auch nur gegen eine einzige von ihnen zu verstoßen."

„Aber sollte nicht unter diesen Umständen eine Scheidung vielleicht in der Tat — —?"

„Das beste sein — willst du sagen? Nein, nein, daran ist nicht zu denken. Nicht meinetwegen, sondern um Gabrielles willen muß ich alles aufbieten, sie zu verhindern. Sie darf nicht allein auf ihren Vater angewiesen und von seinem Einfluß abhängig sein. Du kennst den Grafen Bourmont, und du wirst mich verstehen, ohne daß ich mich näher erkläre.“

„Ja so! Er ist also immer noch derselbe leichtherzige Lebemann?“

„O, es ist noch viel schlimmer mit ihm geworden. Man wird dir bald genug allerlei tolle Geschichten von ihm erzählen. Seit dem Tode seiner Frau hat er sozusagen auch den letzten moralischen Halt verloren, und ich zittre davor, daß Gabrielle eines Tages die volle Wahrheit über seine Lebensführung erfährt.“

„Aber er ist noch immer ein ständiger Gast in deinem Hause?“

„Mehr als mir lieb ist, denn ich bin überzeugt, daß er trotz seiner gleißnerischen Liebenswürdigkeit gegen mich unabläßig bemüht ist, Gabrielle aufzureizen und sie zu einer Scheidung zu drängen. Er hat daran leider ein sehr großes persönliches Interesse, und wie ich ihn kenne — aber ich habe dir nun nachgerade genug von meinen unglücklichen häuslichen Verhältnissen vorgejammert. Laß uns endlich von etwas Erfreulicherem reden!“

„Von deinen dichterischen Arbeiten zum Beispiel. Ich habe von Moment zu Moment vergeblich darauf gewartet, die Kunde von dem Erfolg deines neuen Dramas zu erhalten. Was in aller Welt hat dies gänzliche Verstummen deiner Muse zu bedeuten?“

„Ist das so schwer zu verstehen, Pierre? Seit dem Tage, da ich Gabrielle kennen gelernt, war sie meine

Muse. In dem Drama, das schon vor mehr als Jahresfrist das Licht der Lampen erblicken sollte, ist kaum ein Wort, an dem sie nicht ebensoviel Anteil hätte wie ich. Bis heute habe ich es nicht über mich gewinnen können, die Arbeit zu vollenden.

„Aber das ist geradezu sträflich, mein Lieber! Und ich werde es einfach nicht dulden. Du sollst mir an einem der nächsten Tage dein Stück vorlesen, und dann werde ich dir nicht früher Ruhe gönnen, als bis es fertig ist."

Ein Lächeln, das nicht sehr hoffnungsvoll aussah, erschien auf de Versignys Lippen.

„Du meinst es gut. Und vielleicht bist du wirklich zu rechter Zeit gekommen, um wieder einen brauchbaren Menschen aus mir zu machen. Ist es überhaupt doch das erste Mal, daß ich mich einem andern rückhaltlos anvertraut habe."

„Und es soll nicht zu deinem Schaden gewesen sein, verlaß dich darauf. Deine Gattin hat mich zwar nicht übertrieben herzlich empfangen, aber ich gebe darum die Hoffnung noch nicht auf, mir einen Platz unter ihren Freunden zu erkämpfen. Und dann — nun, wir werden ja sehen."

Sie hatten den Quai Voltaire erreicht, und mit einem warmen Händedruck trennte sich Pierre de Sabran von dem Freunde, um die Seinebrücke zu überschreiten und in die Rue des Tuileries zu verschwinden.

Drittes Kapitel.

Herr Ambroise Salazat gehörte jedenfalls nicht zu den empfindlichen Leuten. Als der junge Offizier seinen artigen Gruß durch eine fast verächtliche Gebärde beantwortet hatte, war nur ein leichtes, eher spöttisches, als unmutiges Zucken um seine Mundwinkel wahrnehmbar gewesen, und er hatte sich im Weitergehen noch einmal umgedreht, um den beiden Freunden einen Blick nachzusenden, den jeder Beobachter unbedingt für einen wohlwollenden gehalten haben würde. Gemächlich wie jemand, der durchaus nichts zu versäumen hat, hatte er seinen Weg fortgesetzt, der erst vor einem stattlichen Hause am Boulevard de Magenta sein Ende erreichte. Der Concierge machte dem in das Vestibül Eintretenden eine tiefe Verbeugung, und Herr Salazat stieg in das zweite Stockwerk hinauf, wo er von einem Diener in Empfang genommen und seines Überrockes entledigt wurde.

„Ich danke Ihnen, mein lieber Cottereau," sagte er freundlich, „ist meine Tochter schon zurück?"

„Jawohl, Herr Salazat! Das Fräulein ist im blauen Salon."

Er öffnete die Türe des von ihm bezeichneten Gemaches, und Herr Salazat trat ein, nachdem er zuvor noch einen raschen Blick in den Spiegel geworfen hatte,

wie wenn er sich überzeugen wollte, daß sein rosiges Antlitz ganz den gütig heiteren Ausdruck hatte, der einem zärtlichen Vater zukommt. Die Vorhänge an den Fenstern des mächtig großen Raumes waren bereits herabgelassen, und nur zwei hohe Säulenlampen verbreiteten eine durch rosige Spitzenschirme angenehm gedämpfte Helligkeit. In dem Lichtkreise der einen dieser Lampen saß auf niedrigem Fauteuil ein anscheinend ganz in die Betrachtung seiner schön polierten Fingernägel versunkenes junges Mädchen in knappanschließendem englischen Straßenkostüm. Der Heimkehrende sah von ihrem zierlichen Kopfe zunächst nichts weiter als das matt glänzende, schwarze Haar, das, in der Mitte gescheitelt, von beiden Seiten zu zwei glatten Bogen herabgekämmt war, unter denen sich die Schläfen und die Ohren vollständig verbargen. Nur der dicke Knoten am Hinterkopf ließ die üppige Fülle dieses auf eine so mannhafte Weise frisierten Haarschmuckes erraten. Aber als die junge Dame nun auf den Gruß des Eintretenden mit einer nicht gerade lebhaften Bewegung das Haupt erhob, wurde es offenbar, daß die nach dem Vorbilde einer vielgenannten Tänzerin gewählte Haartracht einen überaus wirkungsvollen Rahmen für die eigentümliche und fremdartige Schönheit ihres Antlitzes ergab. Es war ein Gesicht mit der warmen, lichtbräunlichen Hautfarbe einer Zigeunerin und den Zügen einer Madonna. Die gerade, schmale Nase, der kleine, herzförmige Mund und die großen, dunklen Augen mußten auf den ersten Blick die Erinnerung an die idealisierten Frauenbildnisse alter italienischer Meister wachrufen. Und von ebenso vollkommenem Ebenmaß wie die weichen Linien dieses Antlitzes schienen auch die Formen der in anmutiger Lage hingegossenen jugendlich schlanken Gestalt.

Sie rührte sich nicht, als die fleischigen Lippen des Vaters liebkosend ihre Stirn berührten, und erst, als er sich ihr gegenüber vorsichtig auf einem der kleinen, gebrechlich aussehenden Sessel niedergelassen hatte, sagte sie mit einer Stimme, deren voller, dunkler Klang trefflich mit ihrer Erscheinung harmonierte:

„Nun, wie steht's mit dem Fürsten? Du warst doch bei ihm? Hat er sich dazu verstanden, dir die verlangten Aufklärungen zu geben?“

Ambroise Salazat seufzte und faltete die Hände über der rundlich gewölbten Weste. Aber sein Gesicht blieb rosig und gütig wie zuvor, als er erwiderte:

„Es blieb ihm wohl nichts anderes übrig. Und es steht leider genau so, wie meine kluge, kleine Irène es von Anfang an vermutet hatte. Dieser Fürst Nikifor Iwanowitsch Rasumin ist mir nicht mehr und nicht weniger als ein Abenteurer, ein ganz gewöhnlicher Schwindler.“

„Ah!“ machte sie ohne alle Überraschung oder Erregung. „Wie schade, daß du nicht früher auf mich gehört hast! Nun wirst du große Verluste erleiden — nicht wahr?“

„Wenn ich morgen seine gesamte Einrichtung mit Beschlag belegen lasse, werde ich selbst im günstigsten Fall nicht den zwanzigsten Teil meines verauslagten Geldes retten. Denn in dem Augenblick, wo das Schwindelgebäude über ihm zusammenbricht, stürzt sich natürlich die ganze Meute seiner Gläubiger auf die armseligen Trümmer.“

„Das ist schlimm. Und er ist natürlich gar kein Fürst, sondern nur ein hergelaufener Industrieritter?“

„Doch nicht! Mit dem Rang und dem Titel hat es seine volle Richtigkeit. Man hat es mir heute auf der russischen Botschaft abermals in bestimmtester Form bestätigt. Aber seine russischen Besitzungen sind längst überschuldet. Sie stehen unter gerichtlicher Verwaltung und bringen ihm nicht einen Rubel.“

Irènes schöne Madonnenaugen blicken nachdenklich in die Flammen der Lampe.

„Also wirklich ein Grandseigneur! Und du glaubst, daß es keine Möglichkeit mehr gibt, dein Geld zu retten?“

Herr Salazat seufzte wieder.

„Ich fürchte, es ist zu spät. Wenn ich nicht energisch vorgehe, kommt mir vielleicht ein anderer zuvor. Und dann könnte ich ganz und gar das Nachsehen haben.“

„Sprachst du nicht davon, daß man eine reiche Frau für ihn suchen könnte? Eine von den amerikanischen Dollarprinzessinnen oder dergleichen? Ein echter Fürstentitel hat doch immer seinen Wert. Und Fürst Rasumin ist ein ungewöhnlich schöner Man.“

In Ambroise Salazats freundlichen, grauen Augen leuchtete es eigentümlich auf.

„So? Findest du das? Ich glaubte bisher immer, daß er dir abscheulich vorkäme.“

„Ah, das ist etwas ganz anderes!“ warf Irène mit einem geringschätzigen Achselzucken hin. „Ich kann ihn nicht ausstehen. Aber am Ende bin ja auch nicht ich es, die ihn heiraten soll.“

„Hm! Soll ich dir ein reumütiges Geständnis ablegen, mein liebes Kind?“

Sie sah ihn verwundert an, und dann, indem sie mit einer reizenden Bewegung den Kopf zurückwarf, lachte sie hell auf.

„Wie? Du hast dich doch nicht etwa mit der Absicht getragen, mich zur Fürstin Rasumin zu machen?“

„Nun? Und was wäre so Ungeheuerliches dabei, wenn ich's getan hätte? Wäre mein Töchterchen nicht schön und klug und stolz genug, um selbst eine Königskrone mit Anstand zu tragen?“

Sie lachte noch immer, und dies harte, spöttische Lachen stand in einem seltsamen Gegensatz zu ihrer edlen, jungfräulich sanften Schönheit.

„Ich danke dir für die gute Meinung, Papa! Aber es ist wirklich gar zu spaßhaft. Denn davon, daß du hinter meinem Rücken solche Heiratsprojekte für mich betreiben könntest, hatte ich in der Tat keine Ahnung. Vielleicht bist du nur deshalb so freigebig gegen den armen Rasumin gewesen? Es wäre eine recht teuer bezahlte Enttäuschung.“

„Wenn es so wäre, hätte ich dann verdient, obendrein von dir verspottet zu werden?“ fragte Ambroise Salazat beinahe demütig. „Rasumin ist ein leichtfertiger Schlingel, meinetwegen ein Spieler —“

„Und ein Trinker, um die Hauptsache nicht zu vergessen,“ warf Irène unbarmherzig ein. Ihr sanftmütiger Vater aber schüttelte den Kopf.

„Du machst es schlimmer, als es ist, mein Kind! Aber angenommen selbst, er wäre das alles, ein schlechter Kerl ist er meiner Überzeugung nach trotz alledem nicht. Sobald er nur will, ist alle Welt von seiner hinreißenden Liebenswürdigkeit bezaubert. Und ich bezweifle keinen Augenblick, daß eine kluge Frau den besten und fügsamsten Ehemann aus ihm machen könnte.“

„Vielleicht. Ich aber fühle nicht den geringsten

Beruf, dieses schöne Rettungswerk zu vollbringen. Die Atmosphäre von Kognak und Champagner, die Seine Durchlaucht umgibt, würde mir unfehlbar schon beim ersten Versuche die Lust verleiden. Und ich verkaufe mich nicht, das solltest du doch wissen — für einen Fürstentitel so wenig als für irgend einen anderen Preis."

Ambroise Salazat mochte durch ihre spöttische Art doch tiefer verletzt worden sein, als er es zeigte. Er starrte ein paar Sekunden lang schweigend ins Leere. Dann sagte er, und es war wie ein leiser Klang von Sarkasmus nun auch in s e i n e r Stimme:

„Vielleicht hättest du ihn weniger unerträglich gefunden, wenn er dir vor deiner Bekanntschaft mit Erich Andersson begegnet wäre."

Als hätte er ihr eine tödliche Beschimpfung entgegengeschleudert, in so leidenschaftlicher Heftigkeit fuhr Irène auf. Ihre Augen sprühten, und der Madonnenausdruck ihres Antlitzes hatte sich plötzlich in einen Ausdruck dämonischer Wildheit verwandelt.

„Was soll das heißen? Weshalb nennst du diesen Namen, von dem du weißt, daß ich ihn nicht hören will, daß ich ihn wenigstens von d i r nicht hören will? Was mit Erich Andersson gewesen ist, oder was er mir noch heute ist — was kümmert es dich? Glaubst du etwa, mich deinen Wünschen leichter gefügig zu machen, indem du mich an eine vermeintliche Demütigung erinnerst?"

Herr Salazat war bestürzt. Eine solche Wirkung seiner Worte hatte er offenbar nicht vorausgesehen, und er bemühte sich nach Kräften, den leidenschaftlichen Zorn seines Töchterchens zu besänftigen.

„Aber ich denke nicht daran, mein Kind! Und ich

weiß überhaupt nichts von einer Demütigung, an die ich dich erinnern könnte. Du hast dich ja über deine Beziehungen zu diesem Herrn Andersson gegen mich niemals mit voller Offenheit ausgesprochen. Und wenn ich etwas Ungeschicktes gesagt habe, so ist nur deine Verschlossenheit daran schuld."

Irène hinderte ihn durch eine abwehrende Handbewegung, noch etwas weiteres zu seiner Rechtfertigung vorzubringen.

„Lassen wir es also gut sein!" sagte sie kurz. „Jedenfalls werden wir dies Thema für die Folge unerörtert lassen. Aber man klingelt! Du erwartest doch nicht noch vor dem Diner einen geschäftlichen Besuch?"

„Nicht daß ich wüßte! — Doch da bringt Cottereau ja wahrhaftig eine Karte." Er nahm dem Diener das Kartonblättchen aus der Hand und las:

„Ladislaus Osinski — ohne jeden Zusatz? Hm — der Name klingt mir so merkwürdig bekannt. Aber ich weiß nicht — "

„Du hast vor Jahren mit einem Osinski in Geschäftsverbindung gestanden," kam Irène seinem Gedächtnis zu Hilfe. „Ich weiß es aus den Büchern. Und ich glaube mich seiner sogar noch dunkel zu erinnern. Jedenfalls solltest du ihn empfangen."

Eine solche Meinungsäußerung seines Töchterchens war für Ambroise Salazat offenbar so gut wie ein Befehl. Noch in demselben Augenblick wandte er sich an Cottereau mit der freundlich ausgesprochenen Bitte, den Besucher hierherzuführen. Und in dem Moment, da Ladislaus Osinski in der Tür erschien, wußte er auch sehr genau, wen er da vor sich hatte; denn sein Erinnerungsvermögen für Physiognomien war um vieles

schärfer als sein neuerdings unzuverlässig gewordenes Namensgedächtnis. Mit jener geschmeidigen Höflichkeit, die ein wenig an den übertriebenen Diensteifer eines artigen Ladenjünglings erinnerte, erhob er sich sofort, um dem sehr elegant gekleideten, vielleicht vierzigjährigen Herrn ein paar Schritte entgegenzugehen.

„Ah, mein lieber Herr von Osinski! Sie sind es also wirklich! Welche angenehme Überraschung!“

Etwas zögernd, denn er war zuweilen nicht ganz sicher, daß sie auch angenommen würde, hatte er seine fleischige Rechte ausgestreckt. Ladislaus Osinski aber ergriff sie ohne weiteres und schüttelte sie mit kräftigem Druck.

„Das Vergnügen bei diesem späten Wiedersehen ist ganz auf meiner Seite, Verehrtester! Zehn Jahre sind eine lange Zeit. Aber sie haben Ihnen, wie ich bemerke, durchaus nichts anhaben können. Noch immer dasselbe liebenswürdige Lächeln und derselbe anheimelnde Embonpoint! Wie sagt doch Julius Cäsar? „Laßt wohlbeleibte Männer um mich sein, mit glatten Köpfen und die nachts gut schlafen!“ Ich hoffe, mein bester Herr Salazat, daß Sie sich dank Ihres guten Gewissens auch dieser letzteren Annehmlichkeit noch immer ungestört erfreuen.“

Er sprach das korrekte und elegante Französisch, das man fast von jedem gebildeten Slaven hört, mit einem leichten, polnischen Ausdruck und mit einer sehr angenehmen Stimme. Weniger angenehm aber war das Lächeln, das dabei um seine dunkelbärtigen Lippen spielte, und der mit stechender Schärfe unterhalb der geschlossenen Lider hervordringende Blick seiner tief liegenden Augen.

„Gott sei Dank, ich kann nicht klagen," sagte Ambroise Salazat mit einer gewissen Würde. „Aber gestatten Sie mir, Herr von Osinski, Sie mit meiner Tochter Irène bekannt zu machen, deren Sie sich wohl schwerlich noch erinnern werden."

Der Pole verbeugte sich tief; aber es war doch ein gut Teil Unverschämtheit in der bewundernden Aufmerksamkeit, mit der er das schöne Mädchen musterte.

„Und ob ich mich erinnere! Wir waren damals die allerbesten Freunde, mein Fräulein — gewiß, Sie dürfen mir's glauben. Und ich wäre glücklich, wenn ich bei meiner Bewerbung um Ihre Kundschaft heute denselben Erfolg hätte, wie in jenen goldenen Tagen der kurzen Kleidchen und flatternden Locken."

Irène hatte bisher mit gesenktem Köpfchen dagestanden. Nun schlug sie langsam die Augen auf, und Ladislaus Osinski fühlte sich von einem so stolz abweisenden Blick getroffen, daß für einen Moment seine weltmännische Sicherheit ins Wanken kam. Die Tochter des Herrn Salazat hatte auf den Appell an die alte Freundschaft kein Wort der Erwiderung; aber ihr Schweigen und die jungfräuliche Hoheit ihrer Haltung waren eine Antwort, die an Deutlichkeit durch keine gesprochene Zurückweisung hätte übertroffen werden können. Von diesem Augenblick an mußte der dreiste Besucher wissen, daß Fräulein Irène Salazat Anspruch darauf machte, wie eine Dame der großen Welt behandelt zu werden, und daß sie durchaus nicht gesonnen sei, Vertraulichkeiten zu gestatten, die ihre Berechtigung aus der Zeit der kurzen Röckchen und der flatternden Locken herleiteten.

Es gab einige Sekunden des Schweigens; dann wandte sich Irène an ihren Vater:

„Ich vermute, daß die Herren geschäftliche Angelegenheiten zu besprechen haben und ich will nicht stören. Du hast wohl die Güte, zu klingeln, wenn das Diner serviert werden soll."

Mit einem kaum merklichen Neigen des Hauptes nur grüßte sie den Fremden, der sich gerühmt hatte, dereinst ihr bester Freund gewesen zu sein. Dann schlug sie den Sammetvorhang zurück, der die Türöffnung zum Nebengemach verschloß, und im nächsten Augenblick war die schlanke Mädchengestalt dem verfolgenden Blick des Polen entschwunden.

Viertes Kapitel.

„Ich wünsche Ihnen Glück, mein lieber Herr Salazat! Ihr Töchterchen hat gehalten, was sie verfrpochen. Sie ist ja eine vollkommene Schönheit geworden!"

Der glückliche Vater lächelte geschmeichelt. Aber er warf zugleich einen scheuen Blick nach dem Sammetvorhang hinüber, dessen gerade hèrabfallende Falten sich noch zu bewegen schienen.

„Man sagt so," erwiderte er bescheiden. „Aber darf ich fragen, Herr von Osinski —?"

„Was mich zu Ihnen führt — meinen Sie? Die aus unseren einstigen Beziehungen entsprungene Anhänglichkeit ist Ihnen also nicht Erklärung genug dafür? Und Sie lassen es vielleicht nicht einmal gelten, wenn ich Ihnen sage, daß ich mich gelegentlich meiner Rückkehr nach Paris gern einmal mit eigenen Augen überzeugen wollte, wie Ihnen die menschenfreundliche Aufopferung bekommen ist, durch die Sie mich vor zehn Jahren von der drückenden Last meines väterlichen Erbteils befreit haben."

„Sie belieben zu scherzen. So weit ich mich erinnere, war es nur ein recht mäßiger Nutzen, den ich aus unserer damaligen geschäftlichen Verbindung gezogen."

„Nun, das ist natürlich Sache der persönlichen Auffassung. Soweit ich mich erinnere, war es ein recht hübsches kleines Vermögen. Wenn ich Ihnen auch gern zugestehen will, daß ich zu dieser Kenntnis erst gelangt bin, als ich es nicht mehr besaß. Aber fürchten Sie

nicht, daß ich gekommen sei, Ihnen nachträglich Vorwürfe zu machen. Es ist mir ja nur ergangen, wie ich's verdient hatte. Ich war im Unrecht, und Sie waren im Recht. Und da wir doch im Grunde alle unser Dasein nur von dem fristen, was wir den lieben Nebenmenschen abjagen, so sehe ich nicht ein, weshalb ich Sie für schlechter halten sollte als irgend einen andern."

Es konnte zweifelhaft sein, ob diese seltsame Ehrenerklärung ganz aufrichtig gemeint war. Ambroise Salazat aber fand jedenfalls für gut, keinen Anstoß daran zu nehmen.

„Ja, der Kampf ums Dasein ist hart," sagte er mit einem Seufzer. „Und es wird einem rechtschaffen sauer gemacht, sich anständig durchzuschlagen. Ihr glücklichen Lebemänner ahnt nicht, mit welchen Sorgen unsereins sich zu plagen hat. Kaum habt ihr ein Vermögen in Rauch aufgehen lassen, so fällt euch ein neues in den Schoß. Auch Sie haben ja vermutlich inzwischen wieder einen Ihrer vielen reichen Verwandten beerbt, Herr von Osinski, und — —"

„Bitte, ich schenke Ihnen das Adelsprädikat. Und was die vermutete Erbschaft betrifft, an die Sie vielleicht schon wieder allerlei liebliche Vorstellungen von heidenmäßig teuer verkauften Rennpferden und Landhäusern und Brillanten geknüpft haben, so muß ich Sie leider ganz und gar enttäuschen. Meine reichen Verwandten waren klug genug, schon bei Lebzeiten mit ihrem Gelde fertig zu werden. Und wie Sie mich hier vor sich sehen, bin ich ein Mann, der lediglich durch seiner Hände Arbeit dies irdische Jammerdasein fristet."

Ambroise Salazat lächelte zwar noch immer, aber es war ein säuerliches Lächeln, und er sah in ziemlich auffälliger Weise nach der Uhr.

„Ja — ja — ich sagte es schon — dieser niederträchtige Kampf ums Dasein! — Zu einem Löffel Suppe darf ich Sie wohl nicht einladen, Herr von — Herr Osinski?“

„Ein anderes Mal vielleicht. Heute bin ich, wie Sie sehen, nicht in Diner-Toilette. Ich kam aber nur, um ein wenig über meine geschäftlichen Pläne mit Ihnen zu plaudern. Erst die Arbeit, dann das Vergnügen — das ist doch wohl auch Ihr Grundsatz noch immer, Herr Salazat?“

Er hatte sich so bequem in seinen Sessel zurückgelehnt und das rechte Bein so behaglich über das linke geschlagen, als hätte er den zarten Wink durchaus nicht verstanden. Sein dickes Gegenüber kniff die Augen zusammen, und das verbindliche Ladendiener-Lächeln verschwand allgemach von seinem rosigen Gesicht.

„Gewiß,“ bestätigte er. „Alles zu seiner Zeit. Aber auch der Leib hat seine Rechte.“

„Und die sind bei der Beschaffenheit des Ihrigen sicherlich nicht gering. Wenn ich nicht wüßte, daß Sie erst um sieben Uhr dinieren, würde ich mir wahrhaftig ein Gewissen daraus machen, Ihnen noch länger lästig zu fallen. So aber haben wir noch ein nettes halbes Stündchen vor uns, und ich denke, wir wollen es benutzen. Kurz gesagt also, Herr Salazat, ich möchte Sie für das, was ich vorhabe, als Bundesgenossen gewinnen — möchte Sie sozusagen zu meinem Geschäftsteilhaber machen.“

„Ah, Sie scherzen! Zu Ihrem Geschäftsteilhaber — das ist wirklich eine drollige Idee.“

„Im Gegenteil, mein Lieber — eine äußerst vernünftige, wie Sie mir sehr bald selbst zugeben werden. Denn, daß wir uns recht verstehen, ich bin nicht mehr der

Dummkopf von ehedem und habe das teure Lehrgeld an Sie und Ihre werten Zunftgenossen nicht umsonst gezahlt. Lange genug habe ich andere auf meine Kosten leben lassen; nun möchte ich auch einmal anfangen, auf Kosten der anderen zu leben."

Ambroise Salazat rückte so unruhig auf seinem Sessel hin und her, daß das zierliche Möbel geradezu beängstigend in allen Fugen knackte.

„Ja, sagten Sie nicht soeben, daß Sie von Ihrer Hände Arbeit — —"

„Natürlich — nur daß ich vergaß, auch des Kopfes zu erwähnen, der den Händen ihre Arbeit zuweist. Sehen Sie meine Finger, Herr Salazat! — Sie haben eine hübsche Länge, nicht wahr? Wenn Sie ein Dichter wären — ich weiß, daß Sie es nicht sind, aber warum sollen wir nicht des Spaßes halber einmal das Widersinnigste als Tatsache annehmen — also, wenn Sie ein Dichter wären, womit würden Sie sie vergleichen?"

„Mit — mit — ja, ich würde vielleicht sagen: es sind Pianistenfinger."

Ladislaus Osinski lachte belustigt.

„Nein, Sie sind wirklich kein Dichter, mein lieber Salazat! So will ich Ihnen denn zu dem richtigen Bilde helfen. Nicht mit den Werkzeugen eines Pianisten, sondern mit den Beinen einer Spinne sollen Sie sie vergleichen — mit den flinken, kunstfertigen, bewunderungswürdigen Beinen, die aus gedankenfeinen Fäden so wundervolle Netze zu weben und die dicken, täppischen Insekten blitzschnell mit unzerreißbaren Banden darin festzumachen verstehen. Haben Sie schon einmal eines dieser klugen, geduldigen, zielbewußten Geschöpfe bei seiner Arbeit beobachtet, Herr Salazat?"

„Nein — niemals! Seit meiner Jugend habe ich

einen unüberwindlichen Abscheu gegen Spinnen. Mir wird schlecht, wenn ich eine von diesen gräulichen Kreaturen sehe."

„Und doch gehören Sie selbst zu der nämlichen Gattung, Verehrtester! O, Sie brauchen nicht so entsetzt dreinzuschauen. Es ist nichts weniger als eine Beleidigung, die ich Ihnen mit dem Vergleich zufügen will, Ich sagte Ihnen ja schon, daß ich die Spinnen aufrichtig bewundere, weil sie sich die Dummheit und Vertrauensseligkeit all dieses bunten, fliegenden Gesindels auf eine so überlegene, ich möchte fast sagen, geistreiche Weise nutzbar zu machen wissen. Wenn so eine langbeinige Künstlerin mit klugem Bedacht ihr Netz an der rechten Stelle ausgespannt hat, kann sie sich allmählich darin zur Ruhe setzen, bis ihr ein ungestümer Riß an einem der vielen Glockenzüge ankündigt: Das Opfer ist bereit! Und während die anderen geflügelten und ungeflügelten Narren beständig auf Tod und Leben kämpfen müssen, um ihr Dasein zu fristen, spinnt sie gefahrlos und seelenruhig ihre Gefangenen ein, um ihnen ganz nach Lust und Laune heute oder morgen Blut und Seele auszusaugen. Ist das nicht in Wahrheit das Ideal einer praktischen und vernünftigen Lebensführung — die echte und rechte Weltweisheit, Herr Salazat?"

„Was Sie da sagen, ist ja recht hübsch. Aber ich glaubte, daß wir eigentlich nicht von Spinnen, sondern von Geschäften reden wollten, Herr Osinski."

„Ja, sind wir denn nicht mitten drin? Die Idee, mit der ich mich trage, ist eben die, ein großes Spinnennetz auszuspannen und ganz gemächlich — eines nach dem andern — die Insekten abzutun, die sich darin fangen werden. — Einer Ihrer Poeten hat einmal irgendwo gesagt, Paris sei die Leuchte der Welt. Und insofern

wenigstens hat er unzweifelhaft recht, als diesem leuchtenden Paris alljährlich Tausende von farbenschillernden Schmetterlingen und goldgepanzerten Käfern zufliegen, um sich in ihrer sinnlosen Lichttrunkenheit an der verzehrenden Flamme Flügel und Beine und Hirn und Herz zu verbrennen. Ist das schon zu gewöhnlichen Zeiten der Fall, um wieviel dichter wird der Schwarm im künftigen Jahre werden, wenn den Glanz der Weltausstellung seine lockenden Strahlen aussendet! Welche Ernte für kluge und bedächtige Spinnen, die ihr Nest auf der rechten Stelle anzubringen verstanden! Begreifen Sie nun, mein werter Herr Salazat, daß ich schon längst von unseren Geschäften rede?"

„Hm! Und Sie haben, wie Sie sagen, schon einen bestimmten Plan?"

„Hundert für einen. Aber es wird auf die gegebenen Voraussetzungen ankommen, welche von ihnen ich greifbare Gestalt annehmen lasse."

„Die gegebenen Voraussetzungen, das sind, um es verständlich auszudrücken, die Summen, die Sie von mir zu erhalten hoffen?"

„Sie sind ganz so scharfsinnig, als ich es erwartet habe. Bedürfte ich nicht der festen Stützen, zwischen denen ich mein Netz anbringen kann, so spannte ich es wohl allein. Aber — daß wir uns nicht mißverstehen, Herr Salazat! — Ich brauche jetzt viel weniger Ihr Geld als Ihre Beziehungen und Ihre in jahrzehntelanger saurer Arbeit erworbene Kenntnis von Personen und Verhältnissen. Die Tausendfrancsbillets mögen Sie getrost in Ihrem Geldschrank behalten, bis Sie Vertrauen genug zu meiner Geschicklichkeit gewonnen haben, um sie ohne Gewissensbedenken hinzugeben. Mit Ihrer Personalkenntnis und Ihren Verbindungen

aber sollen Sie mir unverzüglich zu Hilfe kommen, denn ich brauche Ihnen nicht erst zu sagen, daß wir keine Zeit mehr zu verlieren haben."

Die Versicherung, daß es sich nicht um einen sofortigen Angriff auf seinen Geldbeutel handle, machte auf Herrn Ambroise Salazat entschieden eine sehr günstige Wirkung. Er legte den Kopf ein wenig auf die Seite und sagte mit sanfter Stimme:

„Möchten Sie sich nicht etwas deutlicher erklären, Herr Osinski? Meine Verbindungen — ich weiß nicht recht, was Sie darunter verstehen!"

„Aber das ist doch sehr einfach. Ich möchte vor allem ein paar recht schöne, glänzende Käfer in meinem Netz haben, sozusagen ein paar Lockkäfer, denen ich bei Leibe nichts zu Leide tue, sondern die ich unter Umständen sogar mit freundlicher Fürsorge pflegen und füttern will, damit sie bei ihresgleichen die Vorstellung erwecken, es lebe sich recht angenehm und behaglich in meinem Bereich. Nur widerspenstig dürfen sie natürlich nicht sein, sondern fein artig und gefügig, wie es ja Ihre Klienten in der Regel bald genug zu werden pflegen. Haben Sie nicht einige solcher hübschen, schimmernden Käfer zur Verfügung, Herr Salazat?"

Die Bildersprache seines Besuchers schien dem würdigen Manne nunmehr durchaus verständlich; denn nach einem kleinen Nachdenken erwiderte er:

„Kennen Sie den russischen Fürsten Nikifor Rasumin?"

„Den schönen Nikifor Iwanowitsch? O, wie sollte ich ihn nicht kennen! Vor einigen Jahren pflegte er täglich mein Nachbar am Roulette-Tische in Monte Carlo zu sein. Er wäre ein Prachtexemplar von einem

Lockkäfer. Aber ich zweifle, daß er schon zahm genug dazu ist."

Ambroise Salazat machte sein gütigstes Gesicht.

„Ah, ich glaube wohl, daß er schon zahm genug sein würde. Er ist vollständig ruiniert, und ich stehe auf dem Punkte, die hübsche kleine Einrichtung versteigern zu lassen, die ich ihm in törichter Gutmütigkeit auf seinen großen Namen hin vor einigen Monaten für sein fürstliches Junggesellen-Quartier geliefert."

In augenfälliger Spannung hatte Ladislaus Osinski aufgehorcht, und er gab sich durchaus keine Mühe, seine Genugtuung zu verbergen.

„Aber das ist ja ausgezeichnet — ganz ausgezeichnet! Ich dachte nicht, daß es so schnell mit ihm zu Ende sein würde, wenngleich er's schon damals toll genug trieb. Also Sie werden nichts versteigern lassen, Teuerster! Sie werden vielmehr alles tun, was in Ihren Kräften steht, um Nikifor Iwanowitsch über Wasser zu halten, bis er seine Schuldigkeit als Lockkäfer für uns getan. Ein schöneres Exemplar könnten wir ja gar nicht auftreiben."

„Sie sagen das so leichthin. Aber ich würde dafür beträchtliche Opfer bringen müssen, und so lange ich noch nicht einmal weiß, um was es sich bei Ihren Projekten eigentlich handelt — —"

„Sie werden es erfahren, lieber Freund! Bald — vielleicht schon morgen — werden Sie es erfahren, denn seit dem Augenblick, da Sie den Namen des Fürsten Rasumin genannt, hat sich ein ganz neuer, großartiger Plan in meinem Kopfe gestaltet, und ich brauche nichts, als ein paar Stunden ungestörten Nachdenkens, um ihn völlig ausreifen zu lassen. Aber Ihr Vorrat ist mit diesem Russen sicherlich noch nicht erschöpft, und es wäre

sehr erwünscht, daß wir neben dem distinguierten Fremdling auch noch eine recht gewichtige einheimische Persönlichkeit hätten — Sie verstehen? — einen glänzenden französischen Namen."

Ambroise Salazat suchte wieder in seinem Gedächtnis.

„Das dürfte schon erheblich schwieriger sein," sagte er nach einer Weile. „Ich wüßte in der Tat niemanden als vielleicht den Grafen de Bourmont —"

„Bourmont? Denselben, der vor zehn Jahren als bonopartistischer Abgeordneter durch seine pathetischen Reden so viel Aufsehen machte?"

„Es dürfte wohl der nämliche sein. Ich habe ihn damals noch nicht gekannt. Und Sie wissen, ich kümmere mich grundsätzlich nicht um die Politik. Aber es geht nicht — ich habe mich übereilt, als ich den Namen nannte. Nein, auf den Grafen Bourmont dürfen Sie durchaus nicht rechnen."

„Und warum nicht? Er hätte mir wahrscheinlich recht gut gepaßt."

„Aber ich sage Ihnen doch, daß es nicht geht," wiederholte Salazat sehr dringend. „Ich habe triftige Gründe, zu wünschen, daß er aus dem Spiel bleibt."

„Ah, das ist natürlich etwas anderes," meinte Orsinski artig. Und gleichzeitig trug er den Namen des Grafen de Bourmont in sein Gedächtnis ein, als den eines Mannes, mit dem er sich künftig besonders angelegentlich zu beschäftigen haben würde. Den Zweck seines heutigen Besuches aber schien er nunmehr als erledigt zu betrachten; denn er befragte seine Uhr und stand auf.

„Die Besprechung meines Planes verschieben wir also mit Ihrer Erlaubnis auf morgen. Für jetzt ist es

mir genug, zu sehen, daß ich mich in der Tat an die rechte Stelle gewendet habe. — Aber, parbleu, mein lieber Salazat, seit wann sind Sie denn unter die künstlerischen Feinschmecker gegangen? Diese Abendstimmung hier ist ja ein ganz ausgezeichnetes Bild."

Mit dem Interesse des Kenners betrachtete er die in prächtigem Rahmen an der Wand hängende Landschaft, die erst jetzt seine Aufmerksamkeit erregt hatte. Der glückliche Besitzer des Bildes aber sagte leichthin:

„Mir für meine Person gefällt es nicht besonders. Es war ein Geburtstagsgeschenk, das ich meiner Tochter machte, weil sie Geschmack daran gefunden hatte."

„Dann ist Fräulein Irènens Geschmack von der allerbesten Art. Darf man auch den Namen des Malers erfahren?"

„Es ist von Erich Andersson, einem Künstler, der neuerdings hier sehr in Aufnahme gekommen ist, weil man ihn allgemein für einen Schweden hält. Seine Hauptstärke ist übrigens das Porträt."

Ladislaus Osinski hatte sich nach dem Sprechenden umgewendet, und eine lebhafte Überraschung spiegelte sich in seinen Zügen.

„Erich Andersson? Wie wunderlich schüttelt doch der Zufall uns arme, willenlose Menschlein durcheinander! Wissen Sie auch, mein guter Salazat, daß dieser nämliche Andersson in jenen Tagen des Glanzes, denen Ihre liebevolle Fürsorge so bald ein Ende bereitete, zu meinen besonderen Schützlingen gehörte? Irgend jemand hatte mir den talentvollen Burschen empfohlen, und ich ließ ihn damals auf meine Kosten ein halbes Jahr lang hier in Paris studieren. Das Geld war nicht fortgeworfen, wie ich sehe."

„Nein, Herr Osinski, es war vortrefflich ange-

wendet. Und die Nachwelt wird Ihnen vielleicht dereinst dafür danken!"

Es war Irènens klangvolle, dunkle Stimme, die diese Worte gesprochen. Sie stand, die zurückgeschlagene Sammetportière noch in der Hand, in der Türöffnung des Nebengemachs, und abermals war Ladislaus Orsinski betroffen von ihrer ungewöhnlichen, fremdartigen Schönheit.

„An Danksagungen, die erst von der Nachwelt zu erwarten sind, ist mir herzlich wenig gelegen, mein Fräulein," sagte er heiter. „Aber ich möchte wohl wissen, was für ein Gesicht Erich Andersson machen würde, wenn ihm sein ehemaliger Wohltäter und Gönner heut' gegenüberträte."

„Eine Wißbegierde, die Sie sehr leicht befriedigen können. Er wohnt in der Avenue de Villiers, ganz nahe dem Place Malesherbes."

„Und er ist, wenn ich Ihren Herrn Vater recht verstanden habe, auf dem Wege, ein berühmter Mann zu werden?"

„In den Kreisen derer, welche die Kunst lieben, ist er es schon heute. Haben Sie denn sein neues Bild im „Salon" noch nicht gesehen — das Porträt der Madame de Versigny?"

„Ich bin erst seit gestern wieder in Paris. Ist es ein so auffallendes Gemälde?"

„Alle Welt spricht davon, und die Kritik nennt es ein Meisterwerk. Aber es mag allerdings sein, daß auch das interessante Modell diesmal einen Anteil hat an seinem Erfolge."

„Madame de Versigny — das ist vermutlich die Gattin des bekannten Dichters und beneidenswerten Millionärs?"

„Und die Tochter des Grafen Bourmont — jawohl! Sie sollten nicht versäumen, sich das Porträt anzusehen, Herr Orsinski! Und Sie sollten auch nicht unterlassen, Ihren ehemaligen Schützling zu besuchen. Er kann Ihnen gewiß viel Interessantes erzählen, denn seitdem er mit dem Porträt der Fürstin Villeneuve so großes Aufsehen erregte, stehen ihm alle Türen in den Faubourgs St. Germain und St. Honoré offen."

Sie hatte ihm alle diese Auskünfte in einem sehr freundlichen und liebenswürdigen Tone gegeben. Und die Veränderung in ihrem Benehmen war zu auffallend, als daß Ladislaus Osinski sie nicht mit einem gewissen Erstaunen hätte empfinden sollen. Unter seinen halb geschlossenen Lidern hervor streifte ein scharfer, forschender Blick Irènens schönes Gesicht, und da sie diesmal die Augen nicht niederschlug, sondern ihn voll und ruhig ansah, war es, als ob in diesem Moment eine Art von stummer Verständigung zwischen ihnen stattfände, ein seelischer Rapport, der zu seiner Erläuterung für keinen von ihnen eines gesprochenen Wortes bedurfte.

„Gewiß — ich werde mir dies Vergnügen nicht entgehen lassen," sagte der Pole. „Und nun, meine Herrschaften, gestatten Sie mir, Ihnen guten Appetit zu wünschen. Es wäre unhöflich, Sie noch länger auf Ihr Diner warten zu lassen."

Er küßte Irène die Hand, schüttelte Ambroise Salazats fettige, feucht-kühle Rechte und ging. Sobald sie sicher war, nicht mehr von ihm gehört zu werden, sagte die junge Dame:

„Du wirst auf seine Absichten eingehen, Papa? Wirst gemeinschaftlich mit ihm arbeiten?"

„Ach, du hast also gehört?"

„Alles! Er ist ein Schwätzer; aber ich glaube, es

gefiel ihm, sich durch sein Geschwätz über dich lustig zu machen. Hätte ich mit ihm gesprochen, so würde er vermutlich weniger Worte verschwendet haben."

„Du meinst, daß er sich nur über mich lustig machen wollte? — O, dann werde ich ihn einfach nicht wieder empfangen."

„Nicht doch!" widersprach Irène mit einem ungeduldigen Kopfschütteln. „Mit der Sache selbst war es ihm ohne Zweifel voller Ernst. Und wenn der Plan gut ist, den er dir morgen entwickeln will, so darfst du getrost gemeinsame Sachen mit ihm machen. Er ist jedenfalls ein kluger Kopf, und ich bin sicher, daß er ein einmal vorgestecktes Ziel nicht so leicht wieder aus dem Auge verliert."

„Und das alles nur, weil er einmal Erich Anderssons Wohltäter gewesen ist!" dachte Ambroise Salazat. Aber er d a c h t e es nur und hütete sich weislich, dies oder etwas Ähnliches auszusprechen. Laut sagte er vielmehr mit seinem gewöhnlichen, gütigen Lächeln und seiner milden Stimme:

„Nun, wir werden ja morgen beide hören, mein Kind, von welcher Art seine Projekte sind, und ob er den klugen Spinnen, die er so sehr bewundert, wirklich etwas von ihrer Kunst abgelernt hat. — Vorerst aber gehen wir wohl zu Tische."

Und elegant wie ein junger Ehemann reichte er seiner schönen Tochter den Arm. —

Fünftes Kapitel.

Ein Atelier, wie es Erich Andersson in der Avenue de Villiers, dem Malerwinkel von Paris, inne hatte, konnte sich bei den hohen Mietspreisen der französischen Hauptstadt in der Tat nur ein Künstler von Ansehen und bedeutenden Einkünften gestatten. Es bestand aus zwei großen, vortrefflich beleuchteten Arbeitsräumen, an die sich dann noch einige kleinere Wohnzimmer schlossen. Und wenn auch die Einrichtung vielleicht etwas weniger bunt und phantastisch war, als das Pariser Publikum sie im Atelier eines berühmten Malers zu finden erwartete, so war sie dafür doch um so vornehmer und behaglicher. Zwar wurde der Besucher nirgends durch bizarre Künstlerlaunen in Erstaunen versetzt, aber er konnte sicherlich dem guten Geschmack und dem feinen Stilgefühl des Bewohners seine Anerkennung nicht versagen. Und ein Kenner fand überdies bei genauerer Besichtigung unter den Bronzen und alten Holzschnitzereien, für die Erich Andersson offenbar eine besondere Vorliebe hatte, gewiß bald manches auserlesene Stück von großer Seltenheit und hohem Werte.

Es war an einem klaren, sonnigen Frühlingsmorgen, vier Tage nach Anderssons letztem Besuche in der Rue Marbeuf. Eine warme, gleichmäßige Helligkeit erfüllte den größeren der beiden Atelierräume, den der Maler für die Porträtsitzungen vornehmlich zu benutzen pflegte. Die Palette mit den Pinseln und dem Malstock in der Linken, stand er schon seit geraumer Weile vor der Staffelei, auf der ein großes, nahezu vollendetes Gemälde aufgestellt war — das Doppel-

bildnis zweier jungen Mädchen in duftigen weißen Kleidern. Sie waren in einer ebenso natürlichen, als anmutigen Haltung dargestellt, zärtlich aneinandergeschmiegt und anscheinend mitten in einer lebhaften, vertraulichen Unterhaltung begriffen. Schon auf den ersten Blick mußte man sie als Zwillingsschwestern erkennen, so überraschend war die Ähnlichkeit ihrer reizenden, jugendlich frischen Gesichter und ihrer noch jungfräulich zarten Gestalten. Nur an Farbe des Haars und der Augen waren sie voneinander verschieden, und das Antlitz der blonden Schwester zeigte einen ernsteren, sinnigeren Ausdruck als das von einem allerliebsten Lächeln erhellte Schelmengesichtchen der braunäugigen Brünette, die gleichsam fragend zu der andern aufsah, um deren biegsamen Leib sie liebevoll ihren Arm geschlungen.

Aber nicht bloß in ihrem wohlgetroffenen Ebenbilde auf der Leinwand, sondern auch in voller, lebenswarmer Körperlichkeit befanden sich die hübschen Zwillinge an diesem Morgen in Erich Anderssons Atelier. Auf dem teppichbelegten Modellpodium inmitten des Raumes saß freilich nur die Eine von ihnen, die ein Machtspruch des unbarmherzigen Malers zu dieser Geduldprobe verurteilt hatte, weil es ihm nach seiner Erklärung noch immer nicht gelungen war, das reizvolle Spiel der Lichtreflexe auf ihrem schimmernden Blondhaar wahrheitsgetreu wiederzugeben. Sie hatte sich willig dem Befehl gefügt, und mit rührender Folgsamkeit hielt sie das liebliche Köpfchen so unbeweglich, als wäre ihr bei Todesstrafe verboten, auch nur einen einzigen verstohlenen Blick nach rechts oder links zu werfen.

Und solcher Gehorsam war ge wiß um so schwerer, als die braunäugige Schwester von ihrer beneidens-

werten Bewegungsfreiheit den denkbar ausgiebigsten Gebrauch machte. Als wollte sie sich für die vielen Stunden erzwungenen Stillsitzens während der letzten Wochen um so gründlicher schadlos halten, wirbelte sie in dem Atelier umher, bald diesen, bald jenen Gegenstand einer kurzen Betrachtung unterziehend, und mit ihrer frischen, jugendlichen Stimme, die so hell und lieblich war wie das Gezwitscher eines Waldvogels, alle möglichen Fragen an den Maler oder an die mittelalterliche Dame richtend, die in Handschuhen, Hut und Jacket steif und starr wie eine hölzerne Bildsäule in dem hochlehnigen Renaissancestuhl neben dem Podium saß. Ihre hochgradig ausgebildete Magerkeit, das verwaschene Blond ihres Haares und die ansehnliche Größe ihrer Hände und Füße würden es sehr leicht gemacht haben, die Engländerin in ihr zu erraten, auch wenn sie nicht von der Braunäugigen wiederholt als Miß Otkins angeredet worden wäre. Es war kein Zweifel, daß sie hier eine Art von Aufsichtsbehörde darstellte, und daß im übrigen niemand ihre Anwesenheit als ein besonderes Glück empfand, so wie sie selbst durch den feierlichen Ernst ihrer Mienen und Worte hinlänglich zu erkennen gab, daß sie sich in dieser Künstler-Atmosphäre und in ihrer Wachtpostenrolle keineswegs sehr behaglich fühlte.

„Sind Sie denn noch immer nicht fertig, Herr Andersson?“ sagte die junge Dame, die im Bereich ihrer munteren Augen nichts sonderlich Interessantes mehr zu erspähen vermochte. „Blanche sieht auf dem Bilde doch wirklich schon aus wie die Prinzessin Goldhaar aus dem Kindermärchen. Und ich finde es gewiß nicht sehr liebenswürdig, daß Sie sich mit ihr so viel mehr Mühe geben als mit mir.“

„Fräulein Marguerite!“ mahnte Miß Otkins

streng. Der Maler aber nahm den Vorwurf lächelnd hin, ohne auch nur den Versuch einer Verteidigung zu machen.

„Wenn Sie Langeweile haben, mein gnädiges Fräulein, so empfehle ich Ihnen, die kleine Sammlung japanischer Elfenbeinschnitzereien in Augenschein zu nehmen, die ich gestern bei einer Versteigerung im Hotel Drouot gekauft habe. Sie stehen dort nebenan auf dem Tische, und es ist vielleicht einiges darunter, das Ihnen gefällt."

Fräulein Marguerite war schon an der breiten, durch einen alten Gobelin verschlossenen Türöffnung, denn dieser zweite Atelierraum, in den sie nur ein einziges Mal einen verstohlenen Blick hatte tun dürfen, hatte längst ihre Neugier gereizt. Miß Otkins aber wurde sichtlich unruhig; denn da es ihrer Überzeugung nach in jedem Maleratelier eine Menge von Dingen gab, die sich durchaus nicht für die Augen eines jungen Mädchens eignen, so erachtete sie es als einen schweren Verstoß gegen ihre Hüterinnenpflicht, Fräulein Marguerite da drinnen ganz sich selbst zu überlassen, um so mehr, als sie die unbezwingliche Neigung ihres Schützlings kannte, das hübsche Näschen in alles, auch in verbotene Dinge zu stecken. Ein paar Minuten lang konnte sie zu keiner Entscheidung darüber gelangen, welche der beiden Zwillinge sich in größerer Gefahr befinden möge. Als aber aus dem Nebenraume der Klang eines hellen Auflachens vernehmbar wurde, litt es sie nicht länger in ihrer Ungewißheit. Und mit der wenig glaubwürdigen Versicherung, daß auch sie sich in hohem Maße für japanische Elfenbeinschnitzereien interessiere, stand sie steif und würdevoll von ihrem Stuhle auf, um ebenfalls hinter dem leider so undurchsichtigen Gobelin zu verschwinden.

Gleich darauf trat Erich Andersson um ein paar Schritte von der Staffelei zurück, wie wenn er die Wir-

kung der eben angebrachten Verbesserungen aus der richtigen Entfernung prüfen wollte. Und er kam dabei dem Podium, auf dem Fräulein Blanche saß, so nahe, daß er seine Stimme bis zu leisestem Flüstern dämpfen konnte, als er sie fragte:

„Warum schauen Sie so ernst und traurig drein, Blanche? Warum gönnen Sie mir nicht einmal jetzt, da wir allein sind, einen freundlichen Blick?“

Und ebenso leise, doch mit einer Stimme, die sehr verdächtig nach mühsam unterdrückten Tränen klang, kam es als Antwort von oben zurück:

„Ach, fragen Sie mich nicht, Herr Andersson! — Bitte, tun Sie es nicht! Sonst fange ich sicherlich gleich an zu weinen.“

Der Maler machte eine solche Bewegung, als ob er zu ihr hinaufeilen wollte, aber er erinnerte sich noch zur rechten Zeit, daß sie nur ein dünner Vorhang von Miß Otkins trennte, und blieb vor ded Podium stehen.

„Ich soll nicht fragen, weshalb Sie betrübt sind? Aber meine liebe, teure Blanche, fürchten Sie denn nicht, daß das eine ganz unmögliche Zumutung ist? Muß ich nicht glauben, daß Sie aufgehört haben, mir zu vertrauen?“

„Nein, gewiß nicht. Aber das, was mich betrübt macht, kann ich Ihnen doch nicht sagen. Ich könnte es nicht, auch wenn ich den besten Willen dazu hätte.“

„Das ist freilich etwas anderes. Auf eines werden Sie mir doch wohl antworten können! Steht die Ursache in irgend einem Zusammenhange mit meiner Person?“

Die Gefragte ließ das Köpfchen sinken, und statt aller Erwiderung hatte sie im nächsten Moment wirklich das Taschentuch an den Augen.

„Also in der Tat?“ fuhr Andersson dringender fort. „Und dennoch wollen Sie sie mir verschweigen? Nun, ich denke, daß ich sie erfahren werde, wenn ich in einigen Tagen — nach der Vollendung Ihres Porträts — vor Ihre Mutter hintreten werde, um ihr zu sagen, daß ich Sie liebe. Sie erinnern sich doch, daß es so zwischen uns beschlossen worden ist, meine süße, angebetete Blanche?“

Sie erinnerte sich dessen ganz gewiß, aber sie schüttelte trotzdem den Kopf.

„Nein, das dürfen Sie jetzt nicht mehr tun. Es wäre ja doch alles umsonst!“

„Umsonst? Und weshalb? Sie haben sich Ihrer Mutter also schon offenbart?“

„Kein Wort habe ich ihr gesagt. Und wenn sie einen Verdacht geschöpft hat, so trage ich gewiß nicht Schuld daran. Aber ich glaube wohl, daß Mama etwas ahnt, sonst hätte sie mir gewiß nicht gestern abend diese lange, schreckliche Rede über das Heiraten gehalten.“

„Das also ist es! Und den Inhalt dieser Rede — darf ich versuchen, ihn zu erraten?“

Sie sagte nicht Ja und nicht Nein. Und indem er sich so nahe zu ihr neigte, als es das grausame Podium erlaubte, sprach der Maler weiter:

„Ihre Mutter sagte Ihnen, daß Sie nur die Frau eines vornehmen Mannes werden dürften — vielleicht eines Kavaliers von großem Namen? Und sie fügte wahrscheinlich hinzu, daß sie diesen Gatten schon für Sie in Bereitschaft habe? War es nicht so?“

Blanche machte eine verneinende Gebärde.

„Das Letzte nicht — nein, das nicht! Von einem Gatten, den sie bereits für mich gewählt habe, hat sie nicht gesprochen.“

„Der erste Teil meiner Vermutungen aber trifft jedenfalls zu. Und sie hat Ihnen sehr triftige Gründe dafür angeführt, daß es so sein müßte — nicht wahr?“

„Ach, ich erinnere mich gar nicht mehr an alles, was sie gesagt hat. Ich war ja so unglücklich. Denn es ist ihre feste und unerschütterliche Meinung, dessen bin ich ganz gewiß.“

„Suchen Sie ein wenig in Ihrem Gedächtnis, Blanche! Denn es ist für mich doch wahrlich von nicht geringer Bedeutung, die Ansichten Ihrer Frau Mutter kennen zu lernen.“

„Mein Gott, sie sagte, daß ich bis jetzt noch gar nichts vom Leben gesehen hätte, und daß ich deshalb auch unmöglich wissen könne, was für eine glückliche Ehe nötig sei.“

„Und weiter?“

„Sie teilte mir mit, daß Marguerite und ich jetzt alt genug wären, um in die Gesellschaft eingeführt zu werden. Wir sollen Mama in diesem Sommer nach Trouville oder nach Ostende begleiten und dann im Winter anfangen, Bälle und Soireen zu besuchen.“

„Das alles war Ihnen bis jetzt also vollständig fremd?“

„Ja. Wir sind ja erst vor kurzem aus der Pension gekommen, und da gab es natürlich dergleichen nicht. Aber Sie sehen so finster aus. Sind Sie mir sehr böse?“

„Böse? Nein, wahrhaftig nicht! Ihnen so wenig wie Ihrer Mutter. Denn ich begreife ihren Standpunkt vollkommen ,und ich finde, daß sie recht hat!“

„Wie? Das finden Sie? O, ich hatte etwas ganz anderes von Ihnen erwartet.“

In seinen Augen, die in der Tat sehr ernst und nachdenklich dreingeschaut hatten, leuchtete es freudig auf.

„Und was war es, was Sie erwarteten, Blanche? Rechneten Sie darauf, daß ich trotzdem um Sie werben — daß ich, falls es nötig wäre, um sie kämpfen würde?“

Aber sie schüttelte wieder den Kopf.

„Nein, das auch nicht! Gegen wen sollten Sie denn kämpfen? Etwa gegen meine Mutter? Ich weiß wohl selbst nicht recht, was es war. Ich glaubte eben nur, daß Sie es ganz anders aufnehmen würden.“

Der Maler sah sie an, und in schmerzlicher Wehmut zog sich ihm das Herz zusammen bei dem Anblick der rührenden Hilflosigkeit, die sich in ihrer Haltung und in ihrem reizenden, fast noch kindlichen Gesichtchen ausprägte. Nein, dieses unberührte, jungfräuliche Geschöpf, das nach der treffenden Bemerkung ihrer Mutter noch so gar nichts vom Leben gesehen hatte, war in der Tat nicht geeignet, sich ein Lebensglück in mutigem, beharrlichem Kampfe zu erringen. Und selbst wenn Blanche sich zu solchem Kampfe bereit erklärt hätte, würde sein Mannesstolz ihm verboten haben, sie demselben auszusetzen. Er wußte ja, daß die ehrgeizigen Pläne ihrer Mutter eine sehr solide Grundlage hatten — wußte, daß Blanche Raguinot mit dem Augenblick, wo sie in die Gesellschaft eintrat, eine der meistumworbenen jungen Damen von Paris sein würde, und daß unzweifelhaft sehr viele dieser Bewerber ihr eine ungleich glänzendere gesellschaftliche Stellung zu bieten hatten, als es die einer einfachen Frau Andersson gewesen wäre. Durfte er sich mit solchem Bewußtsein ihre Unschuld und Unerfahrenheit zu Nutzen machen, indem er ihr ein Versprechen abnötigte, das sie vielleicht sehr bald als eine peinigende und drückende Fessel empfunden haben würde? Sein empfindliches Gewissen antwortete ihm auf diese Frage mit einem klaren, bündigen Nein. Und

er war gewöhnt, der Stimme seines Gewissens zu gehorchen. Gerade weil er sie von ganzem Herzen liebte, und weil seine Neigung nicht das himmelan lodernde Strohfeuer einer rasch entzündeten Jünglings-Leidenschaft war, sondern die tiefe, innige Liebe des gereiften Mannes, wollte er ihren Besitz nimmermehr den ersten, vielleicht mißverstandenen Regungen ihrer erwachenden Mädchenseele verdanken. Nur wenn sie sich ihm freiwillig und freudig gab, nachdem sie aus eigener Erkenntnis hatte abwägen können, ob ihre Zuneigung stark genug sei, um leichten Herzens auf die Freuden und Annehmlichkeiten eines auf großem Fuße geführten Lebens zu verzichten — nur wenn ihre Liebe die erste schwere Probe siegreich bestanden hatte, wollte er sie begehren. Und dann erst würde für ihn die Zeit gekommen sein, mit der ganzen Energie des zielbewußten Mannes um diesen köstlichen Besitz zu kämpfen.

„Hören Sie mich an, meine teure Blanche," sagte er mit dem weichsten und zärtlichsten Klange, den er seiner Stimme zu geben vermochte. „Wenn ich sage, daß Ihre Frau Mutter recht hat, so meine ich damit nichts anderes, als daß Sie in der Tat das Leben erst kennen lernen müssen, ehe Sie sich über Ihre ganze Zukunft entscheiden. Sie wissen, daß ich Sie liebe, und daß ich Sie immer lieben werde. Aber noch höher als der Wunsch, Sie zu erringen, steht mir der Wunsch, Sie glücklich zu sehen. Und wenn Ihnen das Leben in der großen Welt, das Sie nun kennen lernen sollen, als das begehrenswerteste irdische Glück erscheint, so werde ich ohne ein Wort des Vorwurfs meine Hoffnungen begraben. Sie sind an kein Gelöbnis gebunden und haben volle Freiheit zu wählen, wie Ihr Herz es Ihnen gebietet. Ich werde Ihnen nahe genug bleiben, um über Ihre Entscheidung

nicht im ungewissen zu sein, auch wenn Sie mir aus diesem oder jenem Grunde keine ausführliche Mitteilung davon machen sollten. Und nur in einem einzigen Falle werde ich von jenem Rechte Gebrauch machen, das Sie mir durch das beglückende Geständnis Ihrer Gegenliebe gegeben — in dem Falle nämlich, daß man Sie gegen Ihren Willen zwingen will, einem ungeliebten Manne die Hand zu reichen. Werden Sie mir versprechen, sich in solchem Fall um Beistand an mich zu wenden?"

Wie innig auch immer seine Worte klangen, sie hatten den Eindruck einer schmerzlichen Enttäuschung doch nicht aus dem Herzen des jungen Mädchens zu tilgen vermocht. Und deshalb blieb sie ihm, hörbar schluchzend, die verlangte Erwiderung schuldig. Da aber wurde im Vorraum des Ateliers das Geräusch von Stimmen vernehmlich, und es war eine darunter, deren wohlbekannter Tonfall Fräulein Blanche in die äußerste Bestürzung versetzte. Hastig trocknete sie ihre Tränen und suchte das feuchte Spitzentüchlein zu verbergen.

„Um Gottes willen — die Mama! Wenn sie bemerkte, daß ich geweint habe, es wäre schrecklich."

„Sie wird es nicht bemerken," beruhigte sie Andersson. „Aber Ihre Antwort, Blanche! Wollen Sie es mir versprechen?"

„Ja. Aber auch, wenn Sie mir nicht beistehen, werde ich nie einen andern heiraten — nie!"

Die Bedrängnis des Augenblickes erst hatte ihr diese Erklärung abgezwungen. Und Erich Andersson hatte nicht mehr Zeit, ihr zu danken; denn im nämlichen Moment schon öffnete sich die Tür, und unter dem knisternden Rauschen ihrer seidenen Röcke betrat Madame Eugenie Raguinot raschen Schrittes das Atelier.

Sechstes Kapitel.

Die Mutter der anmutigen Zwillinge war eine noch immer recht hübsche Dame von etwa vierzig Jahren, in ihrer eleganten Kleidung, ihren Bewegungen und ihrem ganzen Auftreten der Typus einer Frau von Welt nach pariserischen Begriffen. Nur daß sie vielleicht etwas lebhafter und lauter war, als eine Dame von wirklicher Vornehmheit gewesen sein würde. Sie war sichtlich überrascht, Blanche mit dem Maler allein zu finden, und ihre erste Frage galt dem Verbleib der beiden andern. Die Antwort gab ihr Marguerite selbst, die fröhlich herzueilte, sobald sie im Nebenraum die Stimme der Mutter gehört hatte. Miß Otkins, die sich da drinnen vergeblich bemüht hatte, die Besichtigung der japanischen Elfenbeinschnitzereien abzukürzen, schritt steif und würdevoll hinterdrein, um unter ihrer durchsichtigen englischen Haut bis über die Ohren zu erröten, als sie sich von Madame Raguinot mit einem unmutig fragenden Blick empfangen sah.

„Wir müssen die Sitzung für heute abbrechen, mein lieber Herr Andersson! Ich habe einige Besorgungen zu machen, bei denen ich die Mädchen durchaus nicht entbehren kann. Schnell, meine lieben Kinder — macht euch fertig! Der Wagen ist vor der Tür."

Während die jungen Mädchen unter Miß Otkins Beistande in ihre Umhüllungen schlüpften, trat Madame Raguinot vor die Staffelei, hielt die mit langem, kost=

bar emailliertem Griff versehene Lorgnette an die Augen und studierte kritischen Blickes die seit der letzten Besichtigung erfolgten Vervollkommnungen des Gemäldes.

„Vortrefflich! Ganz vortrefflich! Und ich finde, daß eigentlich gar nichts mehr daran fehlt. Sollten wir diese lange Reihe von Sitzungen nicht endlich für abgeschlossen erklären können, lieber Meister?“

„Da Sie es so wünschen — gewiß! Es fehlt wohl noch manches; aber ich glaube, daß ich diese Überarbeitung auch in Abwesenheit der jungen Damen bewirken kann.“

„Sehr schön! Und wann darf ich hoffen, das Bild zu erhalten?“

„Jedenfalls in einigen Tagen, sobald der Rahmen geliefert worden ist.“

„Das wäre ja reizend. Und Sie werden den Transport selbst überwachen, nicht wahr? Die Arbeiter sind zuweilen so ungeschickt. — Seid ihr bereit, meine Kinder? Miß Otkins fährt wohl in einem Fiaker direkt nach Hause. Ich habe den Landauer des schönen Wetters wegen aufschlagen lassen, und ich sehe, daß unsere liebe Miß sich mit ihrer Toilette nicht auf eine Fahrt im offenen Wagen eingerichtet hat.“

Die Engländerin errötete abermals und neigte stumm das fahlblonde Haupt. Blanche verabschiedete sich von dem Maler mit einem langen, zärtlichen Blick. Marguerite aber reichte ihm in kindlicher Unbefangenheit die Hand.

„Ich bin Ihnen nicht mehr böse,“ sagte sie. „Ihre Elfenbeinschnitzereien sind wirklich reizend, und hätte nicht Miß Otkins so scharf aufgepaßt — ich glaube fast, daß ich einige davon zu mir gesteckt haben würde. Das kleine Kästchen mit dem komischen Ungetüm von einem

Gott auf dem Deckel würde zum Beispiel eine allerliebste Bonbonière abgegeben haben."

„Ah, dabei fällt mir etwas ein," sagte Madame Raguinot, indem sie sich noch einmal nach Andersson umwandte. „Draußen im Nebenzimmer wartet einer Ihrer Kunden, lieber Meister — ein sehr galanter und liebenswürdiger Herr, dem ich zu großem Dank verpflichtet bin. Ich hatte, ohne es zu bemerken, beim Verlassen des Wagens meine Bonbonière fallen lassen, ein kleines Kunstwerk von Teffany in Newyork, dessen Verlust mich sehr geschmerzt haben würde. Ihr Freund aber war so gütig, sie aufzuheben und sie mir auf der Treppe zurückzugeben. Er heißt Her von Oyinski — nicht wahr?"

Erich Andersson blickte ziemlich verwundert drein.

„Oyinski? Eines Freundes oder auch nur eines Bekannten, der diesen Namen trägt, vermag ich mich durchaus nicht zu erinnern."

„Ah, was für ein kurzes Gedächtnis müssen Sie haben! Als er sah, daß wir dasselbe Ziel hätten, sagte er mir, Sie hätten vor zehn Jahren in sehr freundschaftlichen Beziehungen zu ihm gestanden."

„Vor zehn Jahren? Mein Gott, der Name lautete doch nicht etwa Osinski — Ladislaus Osinski?"

„Ja, so mag es wohl gewesen sein — Ladislaus von Osinski! Ich wußte ja, daß es keine Aufschneiderei gewesen war, denn der Herr hatte ein sehr distinguiertes Aussehen. Ich werde mich freuen, wenn Sie ihn nächstens einmal zu meinem Fünf-Uhr-Thee mitbringen. Und nun kommt, Kinder! Mr. Redfern liebt es nicht, daß man ihn über die angegebene Zeit hinaus warten läßt!"

Sie grüßte den Maler mit einem huldvollen Kopf-

nicken und rauschte hinaus, gefolgt von den Zwillingen, hinter denen Miß Otkins gleich einem wachsamen Schäferhunde dahertrottete. Mitten in dem Vorzimmer, das sie passieren mußten, stand Ladislaus Osinski, der sie mit wiederholten tiefen Verbeugungen grüßte, die jungen Mädchen mit seinem scharfen, stechenden Blick so aufmerksam musternd, daß sie sich beide mit leichtem Erröten abwandten. Sobald sich die Tür hinter ihnen geschlossen hatte, trat er mit ausgebreiteten Händen auf Erich Andersson zu:

„Nun, mein lieber junger Freund, was sagen Sie zu der Überraschung?"

„Ich sage, daß sie mir das aufrichtigste Vergnügen — nein, mehr als das, eine wahre Herzensfreude bereitet. Wie oft habe ich es beklagt, daß Sie meinem Gesichtskreise so ganz entschwunden waren! Denn ich brauche Ihnen hoffentlich nicht erst zu versichern, daß ich niemals aufgehört habe, in warmer Dankbarkeit Ihrer zu gedenken."

„Ach, reden wir nicht davon! Was ich für Sie tun konnte, bedeutete mir damals wirklich nur eine Bagatelle. Und ich bin stolz darauf, daß ich einem großen Künstler in seinen Anfängen ein wenig behilflich sein durfte."

„Nun, bis zum großen Künstler habe ich wohl noch ein hübsches Stück Weges vor mir," sagte Andersson mit liebenswürdig bescheidenem Lächeln. „Einstweilen bin ich nur ein redlich Strebender — weiter nichts. — Gedenken Sie wieder für längere Zeit in Paris zu verweilen?"

„Jedenfalls bis über den Schluß der Weltausstellung hinaus, wenn auch natürlich mit den Unterbrechungen, die durch das Seebad und andere kleine

Erholungen bedingt werden. Aber erlauben Sie mir, Ihnen zu gratulieren, verehrter Freund! Wahrhaftig, man könnte Sie von Herzen beneiden."

„Mich beneiden? Um was?"

„Nicht um Ihre Erfolge als Künstler, denn das wäre eitel Torheit; aber um das Glück, die schönsten und liebreichsten Frauenerscheinungen von Paris malen zu dürfen. Noch bin ich voll Entzücken über Ihr meisterhaftes Porträt der Frau de Versigny im „Salon", und nun finde ich bei dem ersten Besuch, den ich Ihnen abstatte, zwei holde Mädchenblüten — oder muß ich sagen: Mädchenknospen? — deren Anmut selbst die interessante Schönheit jener schwermütig blickenden jungen Frau verdunkeln könnte. Ohne Zweifel sind es die Töchter der liebenswürdigen Dame, deren Bekanntschaft ich beim Betreten Ihres Hauses gemacht."

Er war, während er das sagte, vor das Doppelbildnis auf der Staffelei getreten, und er betrachtete es mit einem Lächeln, das Erich Andersson trotz seiner dankbaren Empfindungen für diesen seinen ehemaligen Wohltäter sehr wenig gefiel.

„Ja," sagte er ziemlich kurz. „Es sind die Fräulein Raguinot."

„Zwillingsschwestern — nicht wahr?"

„Allerdings."

„Raguinot? Ein bekannter Name. Ich muß ihn schon öfter gehört haben. Und doch entsinne ich mich nicht, wie es geschah."

„Herr Frédéric Raguinot war der Begründer und langjährige Leiter des großen Magasin L'hiver am Boulevard Poissonnière."

„Ach, freilich — nun erinnere ich mich. Und die charmante Dame mit den holdseligen Zwillingen —?"

„Ist seine Witwe. Das große Kaufhaus ging vor drei Jahren nach dem Tode ihres Gatten in den Besitz einer Aktiengesellschaft über, die das Eigentumsrecht der Witwe oder der beiden Töchter für einen Kaufpreis von fünf Millionen Francs an sich gebracht hatte."

„Fünf Millionen Francs!" wiederholte Ladislaus Osinski, ohne seine Augen von dem Bilde zu wenden. „Und das bare Vermögen, das der fleißige Herr Raguinot den Seinigen hinterließ, dürfte vermutlich auch nicht viel geringer gewesen sein. Ein paar sehr begehrenswerte Goldfischchen, die Sie da auf die Leinwand gezaubert haben, mein lieber Andersson!"

Der Maler erwiderte nichts. Auf dem Gesicht seines Besuchers war in diesem Augenblick etwas, das ihn geradezu abstieß, und er wünschte sehnlich, daß das Gespräch sich auf andere Dinge wenden möge.

„Sie sagten, daß Sie bis über den Schluß der Weltausstellung hinaus in Paris bleiben wollen, Herr Osinski? Es ist also diese, die Sie hierher zurückzieht?"

„Allerdings! Und Sie werden das begreifen, wenn ich Ihnen sage, daß ich selbst mit einem großartigen Unternehmen an dieser Weltausstellung beteiligt sein werde."

„Ah, das ist überraschend! Sie haben also aufgehört, lediglich Privatmann und —"

„Und müßiger Weltenbummler zu sein — ja wohl! Ich bin im Begriff, unter die Schausteller zu gehen. Aber Sie brauchen sich meiner darum noch nicht zu schämen. Das Unternehmen, in dessen Ausführung ich begriffen bin, ist nicht das meinige allein. Und ich befinde mich in der denkbar besten Gesellschaft. Kennen Sie den Fürsten Rasumin?"

„Nicht persönlich. Aber ich glaube, er genießt in der Pariser Lebewelt einen gewissen Ruf."

„Er ist der Träger eines der ältesten und vornehmsten russischen Namen," sagte Osinski mit einer gewissen Feierlichkeit. „Ein Werk, das unter seiner Ägide ins Leben tritt, ist von vornherein hoch über jeden Verdacht einer gemeinen geschäftlichen Spekulation erhaben. Und vielleicht — doch das ist natürlich nur im tiefsten Vertrauen gesagt, lieber Freund — vielleicht steht als unsichtbarer Gönner eine noch viel höher gestellte Persönlichkeit hinter ihm. Sie werden sie erraten, wenn ich Ihnen gesagt habe, um was es sich handelt."

„Ich bin neugierig, es zu erfahren — vorausgesetzt natürlich, daß Sie keine Veranlassung haben, vorläufig noch ein Geheimnis daraus zu machen."

„Nicht vor Ihnen, lieber Freund! Haben Sie schon einmal von der russischen Kaiserin Anna Iwanowna gehört, und von dem Eispalast, den ihr Günstling Biron von Kurland zur Belustigung seiner hohen Herrin auf der Newa erbaute?"

„Ich entsinne mich dunkel, etwas Derartiges gesehen zu haben; aber es ist nur eine höchst unbestimmte Erinnerung."

„Nun also, um es Ihnen ins Gedächtnis zurückzurufen: Im Winter des Jahres 1740 geriet der genannte Herzensfreund und Oberstallmeister Ihrer russischen Majestät bei seinen Bemühungen, zum Vergnügen des Hofes etwas ganz Neues und Eigenartiges auszusinnen, auf eine höchst sublime Idee. Er arrangierte ein Fest, wie man es in Sankt Petersburg noch niemals gesehen hatte, und den Mittelpunkt dieses Festes bildete ein Schaustück von märchenhafter Großartigkeit — ein ganz aus reinem, kristallklarem Seeeise erbauter Palast,

der mehrere große, prunkvolle Räume enthielt und mit einem ebenfalls aus Eis gefertigten Mobiliar vollständig ausgestattet war. Gewaltige Eissäulen, denen man indessen der Sicherheit halber einen Marmorkern gegeben hatte, trugen die Decken der Säle, herrliche Statuen aus demselben Material schmückten die Wände, und zahllose mit Naphtha gefüllte Eiskandelaber schufen eine feenhafte Beleuchtung. Ich gestehe, daß es einigermaßen schwer ist, sich dieses Wunderwerk vorzustellen. Aber am Ende müssen wir uns doch auf die Wahrheitsliebe der zeitgenössischen Schriftsteller verlassen, die es mit eigenen Augen gesehen haben, und müssen ihnen die Kamine und Wanduhren aus Eis ebenso willig glauben wie den riesigen Elefanten und die feuerspeienden Delphine aus gefrorenem Wasser, die den Eingang des zauberischen Gebäudes bewachten."

„Warum sollte auch das alles nicht recht wohl möglich sein — natürlich unter der Voraussetzung eines russischen Winters? Denken Sie doch nur an die wunderbaren Gebilde, die unsere Zuckerbäcker aus Eis herzustellen verstehen!"

„Freilich! Da wir aber im Sommer des Jahres 1900 aller menschlichen Voraussicht nach hier in Paris nicht die Temperatur eines russischen Winters haben werden, müssen wir füglich darauf verzichten, uns bei einer Nachbildung jenes Weltwunders des nämlichen Materials zu bedienen. Wir werden einen Eispalast bauen, der in allen Stücken der grandiosen Schöpfung des Herzogs von Kurland gleicht — nur mit dem einzigen kleinen Unterschiede, daß er eben nicht aus Eis, sondern aus einem Glasflusse hergestellt sein wird, der das streng behütete Geheimnis seines Erfinders ist. Die Wirkung auf das Auge des Beschauers aber wird die

einer vollkommenen Täuschung sein. Die dicken Quadern, mit denen wir das Eisengerippe unseres Bauwerkes von außen wie von innen bekleiden, haben ganz die wasserhelle, in der Tiefe leicht bläuliche Färbung reinen, kristallklaren Eises. Und da wir in Bezug auf Illuminationseffekte den russischen Beleuchtungstechnikern vom Jahre 1740 doch wohl um Einiges überlegen sind, dürften sich mit Rücksicht auf die eigenartige Beschaffenheit des Materials in der Tat geradezu märchenhafte Wirkungen erzielen lassen."

„Daran ist kaum zu zweifeln," sagte der Maler zögernd. „Aber ich verstehe nicht recht — —"

„Was ein Fürst Rasumin mit der jahrmarktsmäßigen Nachahmung einer historischen Spielerei zu schaffen haben kann — das wollten Sie doch wohl sagen, nicht wahr? Nun hören Sie nur weiter! Bei jenem mehrtägigen Feste, dessen Mittelpunkt der Eispalast des Herzogs von Kurland bildete, ging es nach den Sitten der Zeit und des Landes höchst phantastisch und hier und da auch ein klein wenig barbarisch zu. Den Vorwand der ganzen Veranstaltung bildete nämlich eine sogenannte „kurische Hochzeit", das heißt, die aus allerhöchstem Entschlusse ohne voraufgegangene Befragung der beiden Beteiligten angeordnete Vermählung des fünfzigjährigen Pagen und Hofnarren Fürsten Golizyn, eines unglücklichen Zwerges, mit der „Hofkalmükin", einer Persönlichkeit, auf deren bestrickenden Liebreiz schon aus dieser Standesbezeichnung hinlänglich zu schließen ist. Solche Späße, die wir heutzutage nicht gerade geschmackvoll finden würden, erfreuten sich damals einer ganz besonderen Beliebtheit. Und der Hofnarr der Kaiser Iwanowna konnte sich über etwaige Schönheitsmängel seiner ihm aufgezwungenen Lebensgefährtin wenigstens mit

dem stolzen Bewußtsein trösten, daß ihm eine Hochzeit ausgerichtet wurde, wie sie gleich prunkhaft und geräuschvoll bis dahin nur gekrönte Häupter hatten feiern dürfen. Der allmächtige Biron hatte nämlich den Befehl ergehen lassen, daß die Hochzeitsgäste aus allen Teilen des weiten Zarenreiches zusammengeholt würden, dergestalt, daß jeder der zahllosen, an Körperbildung, Tracht und Sitten so verschiedenen Stämme, die in ihrer Gesamtheit die Bevölkerung Rußlands ausmachen, durch ein oder mehrere ausgesucht schöne oder charakteristische Paare vertreten sei. Natürlich wurden auch diese Auserwählten nicht erst lange um ihre Geneigtheit befragt, die mehr oder weniger beschwerliche Reise nach St. Petersburg anzutreten, sondern sie wurden einfach von den Wojwoden der betreffenden Gouvernements aufgehoben und unter sicherer Bedeckung nach der Hauptstadt geschickt — ein Verfahren, um dessen Kürze und Sicherheit ich den Herrn Oberstallmeister aufrichtig beneide. Denn, daß wir uns endlich recht verstehen, mein lieber Herr Andersson, genau dasselbe, was er damals in Szene setzte, beabsichtige auch ich. Das große Terrain, auf dem sich der märchenhafte Eispalast erheben wird, soll von den Vertretern aller Völkerstämme des europäischen und des asiatischen Rußland belebt werden, von Großrussen, Kleinrussen, Weißrussen, donischen Kosaken und Kosaken aus der Ukraine, von Tartaren, Kirgisen, Armeniern, Lappen und wie sie alle heißen mögen. Sie werden da in ihren heimischen Trachten mit ihren Pferden, Hunden, Kamelen und Renntieren in Hütten und Zelten hausen, die denen ihres Ursprungslandes auf das Genaueste nachgebildet sind. Sie werden vor den Augen der Besucher ganz nach ihrer heimischen Gewohnheit leben, werden zu der Musik der

nationalen Instrumente ihre charakteristischen Tänze aufführen und werden sich an bestimmten Tagen vereinigen, um unter großem historischen Gepränge die Hochzeit des Hofnarren zu feiern."

„Ah, jetzt begreife ich! Ein Museum für Völkerkunde unter freiem Himmel und mit einer Sammlung lebender Schaustücke! Ich habe auf Skanson in Stockholm etwas Ähnliches bereits gesehen."

„Etwas Ähnliches vielleicht, aber sicherlich nichts, das sich an Mannigfaltigkeit, Buntheit und Großartigkeit mit unserm Unternehmen vergleichen könnte. Wir werden dann auch eines beispiellosen großen Erfolges gewiß sein."

„Bei dem Wohlwollen, dessen alles Russische sich hier in Paris erfreut, ist das alles sehr wahrscheinlich. Und ich brauche Ihnen nicht erst zu sagen, daß ich Ihnen einen solchen Erfolg von ganzem Herzen wünsche."

„Ich danke Ihnen, lieber Freund! Aber ich bin eigentlich nicht gesonnen, mich mit Ihren guten Wünschen zu begnügen, und habe vielmehr mit Sicherheit auf Ihre tätige Mitwirkung gerechnet."

„Auf meine Mitwirkung? Ist das Ihr Ernst?"

„Gewiß! Sie begreifen, daß wir bei unseren Vorbereitungen durchaus eines künstlerischen Beirates bedürfen. Denn es ist einleuchtend, daß die ganze Veranstaltung nur dann ihre Wirkung tun kann, wenn sie eine eminent malerische ist. Und an wen sonst hätte ich bei der Wahl dieses Beirates denken sollen als an Sie!"

„Das ist sehr gütig. Aber ich weiß in der Tat nicht, ob — —"

„Halt! Keine übereilte Ablehnung, Verehrtester! Ich verstehe vollkommen, daß Sie vorläufig noch eine Menge von Bedenken haben, und deshalb sollen Sie sich

auch nicht gleich auf der Stelle entscheiden. Sie kennen unsern Plan vorerst nur in seinen Grundzügen, und es ist immerhin möglich, daß Sie sich danach noch kein völlig zutreffendes Bild von der Bedeutung und der zweifellosen Vornehmheit der Sache machen. Alles, was ich heute von Ihnen erwarte, ist die Zusage, meinen Vorschlag reiflich in Erwägung zu ziehen und mir zu gestatten, daß ich Sie an einem der nächsten Tage Seiner Durchlaucht dem Fürsten vorstelle. Ich habe ihm natürlich schon von Ihnen gesprochen, und er ist äußerst begierig, Ihre Bekanntschaft zu machen."

Wäre irgend ein anderer mit einem derartigen Anerbieten an ihn herangetreten, so würde Erich Andersson nicht gezögert haben, es ohne alle Bedenkzeit mit höflicher Bestimmtheit zurückzuweisen. Seinen ehemaligen Wohltäter aber, dessen großmütiger Freigebigkeit er so viel verdankte, glaubte er durch eine solche bündige Ablehnung nicht verletzen zu dürfen. Darum erklärte er sich zur Ueberlegung und zu einer Zusammenkunft mit dem Fürsten bereit — ersichtlich zur lebhaften Genugtuung Osinskis, der ihm so herzlich die Hand schüttelte, als ob er bereits seine Zusage hätte, der künstlerische Berater des Unternehmens zu werden.

„Und nun nichts mehr davon!" sagte er. „Sie sollen nicht glauben, daß ich lediglich gekommen sei, um über meine Angelegenheiten mit Ihnen zu reden. Lassen Sie uns jetzt von den Ihrigen sprechen! Erzählen Sie mir von Ihren Arbeiten und von Ihren Plänen! Alles, was Sie mir darüber offenbaren, ist meines lebhaften Interesses gewiß."

„Es ist nicht leicht, dieser liebenswürdigen Einladung Folge zu leisten," erwiderte Andersson lächelnd.

„Wo sollte ich da anfangen, und wo sollte ich aufhören? Zehn Jahre sind eine so lange Zeit.“

Ladislaus Osinski stand schon wieder vor dem Bilde der Geschwister Raguinot. Und vielleicht war es ihm überhaupt nur darum zu tun gewesen, das Gespräch auf sie zurückzuführen. „Ja freilich, wir müssen erst wieder ein wenig Fühlung miteinander gewinnen. Aber das wird sich schon finden; denn ich lasse Sie nicht wieder los. Und um von den gewaltigen Fortschritten zu reden, die Sie in Ihrer Kunst gemacht haben, brauche ich mich ja nur an das zu halten, was ich vor mir habe. Nachdem ich das Glück hatte, die reizenden Originale dieses Porträts von Angesicht zu Angesicht zu sehen, kann ich Ihnen mit gutem Gewissen versichern, daß die Ähnlichkeit ebenso frappant wie die Auffassung feinsinnig und künstlerisch ist. Das blonde Fräulein ist ein leibhaftiger Engel, für meinen persönlichen Geschmack vielleicht sogar etwas gar zu ätherisch; die andere aber, diese allerliebste Schelmin, die in jedem Wangengrübchen einen kleinen Teil Teufel und in ihren braunen Augen eine ganze Schar von Kobolden zu beherbergen scheint — ah, das ist etwas für einen Feinschmecker! Wie mag es übrigens in den Herzen dieser appetitlichen Zwillinge aussehen? Haben Sie während der langen Sitzungen, die zu diesem Bilde nötig gewesen sein müssen, gar nichts davon bemerkt?“

Andersson hatte bisher geflissentlich vermieden, ihm etwas zu erwidern. Er fühlte sich von der leichtfertigen, fast cynischen Art, in der Osinski von den Schwestern sprach, jetzt noch abstoßender berührt als vorhin. Und wenn der Pole ein feines Ohr hatte, so mußte er diese Wirkung seiner leicht hingeworfenen Reden aus dem

Ton der Antwort erraten, die ihm der Maler auf eine so direkte Frage ja nicht länger vorenthalten konnte.

„Wie hätte das möglich sein sollen!“ sagte er. „Sie können sich denken, daß man die jungen Damen niemals ohne eine angemessene Begleitung zu mir kommen ließ.“

„Ja so, das ist freilich wahr! Aber Sie verkehren vermutlich auch im Hause der Frau Raguinot?“

Etwas wie eine innere Stimme raunte Erich Andersson zu, „Nein“ zu sagen. Aber seine aufrichtige Natur sträubte sich selbst gegen eine so belanglose Lüge.

„Nicht eben häufig,“ erwiderte er der Wahrheit gemäß, „aber ich komme allerdings zuweilen dahin.“

„So bitte ich Sie, mich dort einzuführen. Da ich mich der Dame bereits vorgestellt habe und sogar Gelegenheit hatte, ihr einen kleinen Dienst zu erweisen, dürfte Ihre Empfehlung doch wohl hinreichen, mir der Salon der Madame Raguinot zu erschließen.“

„Gewiß — um so mehr, als sie mich bereits ausdrücklich aufgefordert hat, Sie gelegentlich mitzubringen.“

„Ah, um so besser! Wenn es so ist, möchte ich Sie sogar bitten, daß es recht bald geschieht — wenn möglich, schon an einem der nächsten Tage.“

Er führte keinen Grund für die Dringlichkeit seines Wunsches an, und der Maler war zu taktvoll, ihn danach zu fragen. Aber er konnte, nachdem er die verlangte Zusage gegeben, einer Empfindung peinigenden Unbehagens nicht mehr ledig werden. Und auch nachdem Ladislaus Osinski ihn längst verlassen hatte, fühlte er noch immer etwas wie eine leise Regung der Reue darüber, daß er in diesem Fall nicht doch lieber etwas weniger aufrichtig gewesen war.

Siebentes Kapitel.

Das Diner, das man den vier Herren in einem der eleganten, lauschigen Kabinette des vornehmen Restaurants au Lion d'or in der Rue du Helder serviert hatte, war bis zu seinem letzten Gange vorgeschritten. Mit der Anmut eines königlichen Kammerdieners hatte der aufwartende Kellner die silberne Fruchtschale herumgereicht, von deren malerisch geordnetem Inhalt einzig Ladislaus Osinski eine frische Feige genommen hatte, vielleicht weil er aus alter Erfahrung wußte, daß man ihm die Früchte nachher unter allen Umständen mit vierzig oder fünfzig Francs auf die Rechnung setzen würde. Auf einen Wink des Polen wurden noch zwei Flaschen Champagner in den großen, kupfernen Eiskübel gelegt; in leichten, blauen Wölkchen stieg der aromatisch duftende Rauch der Zigarren und Zigaretten zur Decke empor, und der Kellner, der bisher mit bewunderungswürdiger Geräuschlosigkeit seines Amtes gewaltet hatte, zog sich zurück.

Die kleine Tischgesellschaft, die an der reich gedeckten und mit einem herrlichen Blumenaufsatz geschmückten Tafel beisammen saß, befand sich trotz der ausgesuchten, lieblichen Genüsse, die Küche und Keller des berühmten Restaurants dargeboten hatten, nicht gerade in ausgelassener Laune. Ladislaus Osinski mußte vielmehr alle Künste seines außerordentlichen Plaudertalents aufwenden, um die Unterhaltung leidlich im Fluß zu er-

halten. Und es war zumeist nur sein Gegenüber, der Graf de Bourmont, der die Scherze des geistreichen und schlagfertigen Polen durch ein aufrichtig klingendes Lachen belohnte. Erich Andersson, der ihm zur Linken saß, schaute auch bei den lustigsten Witzworten ziemlich ernsthaft drein, und der vierte Teilnehmer des kleinen Gelages war vollends von einer Schweigsamkeit, die auf die Stimmung seiner Tischgenossen notwendig bedrückend und erkältend wirken mußte.

Es war ein Mann von sehr auffallender und jedenfalls nicht gewöhnlicher äußerer Erscheinung. Seine riesige, breitbrustige Gestalt war die eines Athleten; seine Gesichtszüge aber waren von einer beinahe mädchenhaften Weichheit und von einer Schwermut des Ausdrucks, die eine tiefernste, ganz nach innen gekehrte Natur in ihm vermuten lassen mußte. Wenn er auf eine geradezu an ihn gerichtete Bemerkung hin die tief gesenkten, lang bewimperten Lider einmal erhob, so war in dem Blick seiner sanften, verschleierten Augen zumeist etwas so Erstauntes und hilflos Fragendes, als kehrten seine Gedanken eben erst aus irgend welchen nebelhaften Fernen in die ihn umgebende Wirklichkeit zurück, und es vergingen erst Sekunden, bevor er mit einer ebenso weichen und klangvollen als müden und melancholischen Stimme die erwartete Antwort gab.

Von den vielen Platten des Diners hatte er die meisten unberührt an sich vorübergehen lassen; aber er hatte seine Hand sehr oft und mit einer merkwürdig automatenhaften, gleichsam unwillkürlichen Bewegung nach dem Weinglase ausgestreckt — allerdings in den weitaus meisten Fällen, um es leer zu finden. Denn Ladislaus Osinski, der mit der Liebenswürdigkeit des Gastgebers dem Kellner die Sorge für die Füllung der

Gläser abgenommen hatte, erwies sich gegen die beiden anderen Herren viel aufmerksamer als gegen ihn. Während Erich Andersson wiederholt den Finger auf den Rand seines Kristallkelches legen mußte, um anzudeuten, daß er nicht mehr zu trinken wünsche, und während Graf Bourmont mit dem offensichtlichen Behagen des Feinschmeckers Glas auf Glas schlürfte, saß der schweigsame Riese oft Viertelstunden lang vor trockenem Becher, und seine schönen, düsteren Augen richteten sich dann zuweilen mit tief schwermütigem Blick auf die für ihn unerreichbaren Karaffen mit purpurnem Rotwein oder auf den noch weiter von ihm entfernten mächtigen Champagnerkühler aus getriebenem Kupfer. Aber er äußerte niemals einen Wunsch und nahm die auffällige Vergeßlichkeit Osinskis hin, ohne sich gekränkt zu zeigen.

Es war während der Tafel sehr viel von dem großen Unternehmen Ladislaus Osinskis, von der Ausstellung russischer Völkertypen und von dem märchenhaften Eispalast der Kaiserin Anna Iwanowna die Rede gewesen. Denn dies intime Diner stellte ja die erste Zusammenkunft zwischen Erich Andersson und dem aristokratischen Gönner jenes Unternehmens, dem Fürsten Nikifor Rasumin, dar. Aber wenn der Maler etwa erwartet hatte, aus dem Munde Seiner Durchlaucht einige nähere Erklärungen über die Natur jener in einem so großartigen Maßstabe geplanten Veranstaltung und über die ihm dabei zugedachte Aufgabe zu erhalten, so sah er sich darin vollständig getäuscht. Auch heute war es einzig der Pole, der in beredten Worten seinen Plan entwickelte, ohne dabei indessen über die allgemeinen Grundzüge desselben hinauszukommen. Zwar waren, wie er sagte, die Vorarbeiten bereits sehr weit gediehen; aber er schien die Ergebnisse derselben einst-

weilen noch als Geheimnis zu betrachten und über den vielen lustigen Anekdoten, mit denen er seine Darstellung zu würzen verstand, oft ganz zu vergessen, welchen Zwecken diese Zusammenkunft dienen sollte.

Hier und da freilich wandte er sich an seinen schweigsamen Nachbar mit Fragen wie: „Ist das nicht so, mein Fürst?“ oder „Waren dies nicht die Intentionen Eurer Durchlaucht?“ Und dann erfolgte jedesmal — wenn auch zuweilen erst nach einer kleinen Pause — eine bestätigende Antwort, die an der vollen Übereinstimmung beider Herren nicht den geringsten Zweifel ließ.

Zuletzt aber hatte man das Thema ganz verlassen, und es hatte sich zwischen dem Grafen Bourmont und Ladislaus Osinski ein lustiges Gespräch entwickelt, an dem Erich Andersson schon deshalb nicht teilnehmen konnte, weil er über die neuesten Pariser Skandale bei weitem nicht so genau unterrichtet war als die beiden Herren. Er machte also den ziemlich zerstreuten Zuhörer und unterhielt sich damit, den mädchenhaft feinen, schwarzäugigen Kopf des Fürsten zu betrachten, den sein Malerauge um so mehr interessierte, je weniger er der Vorstellung entsprach, die er sich von der äußeren Erscheinung dieses wegen seiner mannigfachen Exzentrizitäten so vielgenannten jungen Lebemannes gemacht. Dies edle, blasse Gesicht mit dem weichen, über die Mundwinkel herabhängenden Schnurrbart und dem träumerisch verschleierten Blick glich viel eher dem Antlitz eines verkommenen Künstlers oder Dichters als dem eines eingefleischten Klubmannes oder Spielers, für den er jenen Rasumin seinem Rufe nach bisher gehalten hatte. Und je länger er ihn ansah, desto mehr reizte es ihn, einen Einblick in das Wesen und das Geistesleben dieses stummen Tischgenossen zu gewinnen.

Da es ihm an anderen Anknüpfungspunkten fehlte, wandte er sich an den Fürsten mit der ziemlich banalen Frage:

„Eure Durchlaucht waren ohne Zweifel schon häufig in Paris und kennen es deshalb sehr genau?"

Fürst Rasumin, der aus tiefer Versunkenheit erwachte, brauchte wieder ein paar Sekunden, um den Sinn der einfachen Worte zu erfassen und sich auf eine Erwiderung zu besinnen.

„In Paris — Ich? — Ja, ich bin im Verlauf der letzten fünf Jahre dreimal hier gewesen, doch niemals länger als auf einige Tage."

Ladislaus Osinski, der jedesmal die Ohren zu spitzen schien, sobald sein vornehmer Freund die Lippen öffnete, brach sein Gespräch mit Bourmont ab, um sich einzumischen:

„Sie sollten Herrn Andersson auch erzählen, mein Fürst, aus welchem romantischen Grunde Sie die schöne Hauptstadt der Welt bisher so beharrlich gemieden haben. Ein poetisch veranlagter Künstler hat dafür sicherlich auch mehr Verständnis als wir nüchternen Wirklichkeitsmenschen."

„Ah, es ist nicht der Mühe wert, davon zu reden," sagte Rasumin, der starr auf sein leeres Champagnerglas blickte. „Wirklich, es ist nicht der Mühe wert."

Osinski hatte nach der Flasche gegriffen und füllte den schlanken Kelch bis zum Rande. Dann erhob er sein eigenes Glas und trank dem Russen zu.

„Auf Ihre Gesundheit, mein Fürst! Und ein Hoch dem fröhlichen, lachenden Leben, das die düstere Prophezeiung Ihrer närrischen Zigeunerin so lustig zu Schanden macht."

„Eine Prophezeiung?“ fragte Graf Bourmont. „Und eine Zigeunerin? Ah, das ist interessant. Sie müssen uns davon erzählen, Fürst Nikifor Iwanowitsch.“

Rasumin, der bis zum letzten Tropfen ausgetrunken hatte, ließ seine Augen langsam von einem zum andern gleiten.

„Sie werden mich auslachen,“ sagte er, „aber das macht nichts. Wir Russen sind alle abergläubisch. Und wir schämen uns dessen nicht.“

„Ja, meinen Sie etwa, wir Franzosen seien es weniger?“ rief Bourmont lachend. „Auch der große Napoleon war abergläubisch. Das ist genug, um alle kleineren Geister zu entschuldigen, wenn sie derselben Schwäche unterliegen. Und Sie werden vollends beruhigt sein, wenn ich Ihnen versichere, daß wir Bourmonts schon seit Generationen überzeugte Spiritisten sind. Also heraus mit Ihrer Geschichte! Was hat Ihnen die alte Zigeunerin Schreckliches geweissagt?“

„O, sie war nicht alt,“ erwiderte der Fürst. „Sie war noch sehr jung, und ich habe nie eine schönere ihres Stammes gesehen, obwohl es sehr viele Schönheiten unter den russischen Zigeunerinnen gibt. Aber ich weiß in der Tat nicht, was die Herren an dem kleinen Erlebnis interessieren könnte.“

„So will ich's statt Ihrer erzählen,“ fiel Ladislaus ein. „Und wenn mein Gedächtnis mich im Stich lassen sollte — es geschah in etwas vorgerückter Morgenstunde, als Durchlaucht mir die Geschiistchte anvertrauten — so bitte ich mich zu berichtigen. Also die erwähnte junge Zigeunerin war von einem Gutsbeamten des Fürsten bei der angestammten Beschäftigung des Geflügeldiebstahls erwischt worden und sollte, da man mit derartigen

Kleinigkeiten nicht erst die Gerichte zu behelligen pflegt, ihre Strafe auf der Stelle in Gestalt einer entsprechenden Anzahl von Peitschenhieben erhalten. Unser menschenfreundlicher Fürst aber, der zufällig auf der Bildfläche erschien, als die Exekution eben vollstreckt werden sollte, fühlte beim Anblick von so viel Jugend und Schönheit ein inniges Rühren und ließ sie wieder von der Bank losbinden, noch ehe der erste Schlag gefallen war. Und zum Dank dafür erntete er dann von der kleinen boshaften Person diese niederträchtige Prophezeiung."

Der Fürst hatte mit gesenkten Augen zugehört, nun aber warf er mit einer lebhaften Bewegung den Kopf zurück.

„Verzeihen Sie, Herr von Osinski — aber Sie erzählen falsch. Nicht etwa, weil sie mir die ausgestandene Angst heimzahlen wollte, hat mir das Mädchen dies geweissagt, sondern weil — nun, gleichviel, welche Ursache sie hatte, jedenfalls war sie selbst von der Wahrheit ihrer Worte überzeugt. Denn ich verstand mich erst am folgenden Tage auf ihr flehentliches Bitten dazu, ihr meine Hand hinzureichen, nachdem sie bis dahin wie ein Hündchen hinter mir hergelaufen war und sich weder durch Zureden noch durch Drohungen hatte bewegen lassen, zu ihren Genossen zurückzukehren. Es war eben die einzige Art, auf die sie mir ihre Dankbarkeit beweisen konnte, und daran wollte sie sich durchaus nicht hindern lassen."

„Ein russischer Edelmann erlebt doch, bei Gott, interessantere Abenteuer als unsereins," sagte Graf Bourmont mit einem Anfluge aufrichtigen Bedauerns. „Aber nun die Hauptsache: was hat die kleine braune Hexe Ihnen prophezeit?"

„Vielerlei! Angenehmes und Unangenehmes. Vor allem — und ich rechne das natürlich unter die angenehmen Dinge — einen frühen und raschen Tod ohne voraufgegangene Krankheit. Sie warnt mich vor den Frauen, deren eine mir verhängnisvoll werden würde.“

„Eine sehr billige Prophezeiung,“ warf der Graf ein. „Man braucht keine Zigeunerin zu sein, um einen Mann von Ihrem Aussehen mit gutem Grund vor den Frauen zu warnen.“

„Und sie warnte mich besonders vor einer großen Stadt im Westen, wo sich mein Schicksal erfüllen würde.“

„Ah, das also ist's! Und Sie sind ganz sicher, Fürst Nikifor Iwanowitsch, daß sie damit gerade Paris gemeint hat?“

„Auf meine Frage erklärte sie, den Namen der Stadt nicht zu kennen. Aber sie läge weit außerhalb Rußlands; es gäbe darin viele große Kirchen und Paläste und die schönsten Frauen der Welt.“

„Dann kann das allerdings nur Paris gewesen sein, das sie im Sinne hatte,“ bestätigte Graf Bourmont in bester Laune. „Und dieser schauerlichen Weissagung haben wir es zuzuschreiben, daß wir erst in diesem Jahre Ihre Bekanntschaft machen durften?“

„Die Worte der Zigeunerin hatten nicht gerade einen tiefen Eindruck auf mich gemacht,“ fuhr Rasumin, der allgemach etwas lebhafter geworden war, fort, „und vielleicht hätte ich sie ganz vergessen, wenn das Mädchen nicht zwei Tage später als Leiche aus dem Teich in meinem Schloßpark gezogen worden wäre. Sie hatte gebeten, als Magd auf dem Gute bleiben zu dürfen, aber man hatte es ihr abgeschlagen. Nun liegt sie

in einem Winkel an der Mauer des Dorfkirchhofes begraben."

Seine Stimme war nicht ganz sicher, als er die letzten Worte sprach, und hastig griff er wieder nach seinem Glase. Diesmal aber war es leer, und Osinski machte auch nicht Miene, es zu füllen.

„Also ein ganzer Roman," sagte Graf Bourmont. „Nun, am Ende war sie nicht das einzige Weib, das aus unglücklicher Liebe zu Ihnen in den Tod gegangen ist. Ich glaube, mein Fürst, Sie sind einer von jenen Glücklichen, denen keine Evastochter widersteht."

Nikifor Rasumin lächelte wehmütig; aber er ließ die Schmeichelei des Grafen unbeantwortet.

„Seit ich sie da in ihren nassen Kleidern und mit ihren aufgelösten schwarzen Haaren hatte auf dem Rasen liegen sehen," sprach er weiter, „wollten mir die Worte der Zigeunerin nicht mehr aus dem Sinn. Aber ein paar Jahre später ging ich trotzdem nach Paris. Auf der ersten Ausfahrt, die ich von meinem Hotel aus unternahm, scheuten die Pferde des Wagens, und ich wurde auf das Pflaster geschleudert. Nachdem ich meine Wunden hatte verbinden lassen, reiste ich ab."

„Hm! Das ist begreiflich. Aber Sie konnten der Sehnsucht nach der verführerischen Lutetia doch nicht lange widerstehen?"

„Nein! Ein paar Monate später kam ich zurück, um wenige Stunden nach meiner Ankunft an einem heftigen Fieber zu erkranken. Ich war bis dahin immer gesund gewesen. Und da ich mich noch nicht in der Laune fühlte, zu sterben, ließ ich mich trotz der Mahnungen der Aerzte in einem Salonwagen nach Nizza bringen, wo ich in weniger als einer Woche genas."

„Sehr merkwürdig — in der Tat. Unter solchen

Umständen hätte wohl auch der hartnäckigste Zweifler abergläubisch werden können. Und das dritte Mal?"

„Zum drittenmal kam ich nach Paris in den ersten Maitagen des Jahres 1897. Ich entschloß mich nur ungern dazu, aber der junge Marquis de Fontanar, der mein lieber Freund war, hörte nicht auf, mich mit Bitten zu bestürmen. Er kannte die Weissagung der Zigeunerin, und er hatte sich, wie er sagte, vorgenommen, mich von ihrer Haltlosigkeit zu überzeugen. Am Tage nach meiner Ankunft Ankunft besuchten wir gemeinsam den Bazar de la Charité in der Rue Jean-Goujon. Aber nur einer von uns kehrte zurück. Der Marquis de Fontanar war in den Flammen umgekommen."

Es gab eine peinliche Stille. Auch das bisher so heitere Antlitz des Grafen hatte sich beschattet, und er starrte eine Weile auf seinen Teller. Endlich unterbrach Ladislaus Osinski das Schweigen.

„Das Wunder Ihrer glücklichen Errettung, mein Fürst, sprach doch eigentlich mehr gegen als für die Prophetengabe der Zigeunerin. Haben Sie sich das nicht damals selbst gesagt?"

„Ich habe wohl nicht darüber nachgedacht. Die Eindrücke, die ich bei jenem Brande empfangen, waren so schrecklich, daß ich mich auch ohne die Weissagung nicht hätte entschließen können, in Paris zu bleiben. Am folgenden Vormittage schon fuhr ich nach London, und Monate lang konnte ich nicht von Frankreich sprechen hören, ohne daß es mir eiskalt durch die Adern gerieselt wäre."

„Nun aber sind Sie seit Monaten hier, ohne daß Ihnen das geringste Ungemach widerfahren wäre, und Ihre beneidenswerte Gesundheit eröffnet Ihnen die angenehme Aussicht auf noch ungezählte vergnügliche

Pariser Tage. Trinken wir, meine Herren! Trinken wir auf die Freuden des Lebens, und auf die köstlichste von ihnen — die Liebe!"

Osinski hatte die vier Gläser gefüllt, und Fürst Rasumin war der erste, der das seine geleert auf den Tisch zurückstellte. Dabei zerbrach der feine Kelch in seiner Hand, und mit jenem wehmütigen Lächeln, das seinem Gesicht etwas so eigentümlich Anziehendes gab, blickte er auf die Scherben.

Der Pole hatte schon wieder ein Scherzwort auf den Lippen, aber er sprach es nicht aus; denn eben war auf leisen Sohlen der Kellner hereingeglitten und hatte ihm mit einigen geflüsterten Worten eine Karte überreicht.

„Entschuldigen Sie mich auf einen Augenblick, meine Herren," sagte Osinski, nachdem er einen Blick darauf geworfen. „Einer meiner Kunden wünscht mich in dringender Angelegenheit zu sprechen, und er ist ein Mann, den man nicht wohl abweisen lassen kann."

Er warf Nikifor Rasumin einen mahnenden Blick zu, der wohl nur für ihn allein verständlich war, und verließ raschen Schrittes das Gemach.

Achtes Kapitel.

In einem der augenblicklich nicht in Anspruch genommenen Nebenräume ging Ambroise Salazat unruhig auf und nieder.

„Verzeihen Sie, wenn ich Sie in Ihrer Unterhaltung gestört habe," redete er den eintretenden Osinski an, „aber ich konnte es Ihnen nicht ersparen. Ich erfahre soeben, daß einer von Rasumins Gläubigern entschlossen ist, rücksichtslos gegen ihn vorzugehen. Es handelt sich um mehr als dreißigtausend Francs, und ich denke nicht daran, zu allem andern auch noch eine solche Summe zu opfern, so lange wir mit Ihrer Idee nicht zu dem kleinsten greifbaren Ergebnis gelangt sind."

„Sie sollten mehr Vertrauen zu unserer Sache haben, Herr Salazat! Aber ist es denn wirklich so dringend?"

„Der Mann kann gegen den Fürsten als einen Ausländer innerhalb dreimal vierundzwanzig Stunden einen schleunigen Arrest erwirken und denselben auf der Stelle vollstrecken lassen."

„Das ist schlimm. Es wird also unverzüglich etwas geschehen müssen. Kann man diesem Gläubiger nicht auf irgend eine Weise klar machen, daß er gegen seinen eigenen Vorteil handelt, indem er das Millionen-Unternehmen des Fürsten gefährdet?"

„Pah! Er ist keiner von jenen, denen man einen blauen Dunst vormacht. Solchen Leuten darf man nur

mit Tatsachen kommen und mit unwiderleglichen Beweisen."

„So wird es ihn vielleicht zur Nachsicht stimmen, wenn er erfährt, daß der Fürst nahe vor einer glänzenden Heirat steht?"

„Ohne Zweifel — sobald man ihm einen Namen nennen könnte. Aber mit allgemeinen Versprechungen läßt Benjamin Coudere sich nicht fangen."

„Nun, so wird man ihm eben einen Namen nennen — im Vertrauen auf — seine Verschwiegenheit natürlich! Aber das hat keine Gefahr. Denn Leute dieses Schlages sind immer verschwiegen, sobald ihr Interesse es fordert."

Ambroise Salazat horchte hoch auf.

„Einen Namen, und welchen?"

„Es sollte eigentlich eine Überraschung für Sie werden, mein lieber Salazat! Aber da die Umstände es gebieten, kann ich Ihnen immerhin auch schon heute anvertrauen, daß ich unsern gemeinschaftlichen Freund Nikifor Iwanowitsch mit Fräulein Blanche Raguinot, Tochter der Frau Eugenie Raguinot in der Avenue Viktor Hugo zu verheiraten gedenke."

„Raguinot? Avenue Viktor Hugo? Das kann nur die Witwe Frédéric Raguinots sein vom Magasin L'hiver! Wissen Sie auch, daß der Nachlaß dieses Mannes auf mehr als zehn Millionen geschätzt wird?"

„Wenn ich es nicht wüßte, würde ich mich für die reizenden Zwillinge vermutlich etwas weniger interessieren. Fräulein Blanche hat nämlich noch eine Schwester, die nur um zwei Stunden jünger ist als sie."

Ambroise Salazat nickte.

„Ich weiß es. Meine Tochter hat die jungen Mädchen in der Pension kennen gelernt, und sie hat mir

zuweilen von ihnen gesprochen. Aber wie in aller Welt kommen Sie zu ihrer Bekanntschaft?"

„Ich verdanke sie einem glücklichen Zufall und der Gefälligkeit meines Freundes Erich Andersson. Seit einigen Tagen zähle ich mich zu den Freunden der liebenswürdigen Frau Raguinot. Und sie brennt vor Verlangen, den Fürsten kennen zu lernen, den ich ihr morgen zuführen werde."

Mit einem wahrhaft zärtlichen Lächeln legte Salazat seine Hand auf Ladislaus Osinskis Schulter.

„Ah, wenn Sie das zu stande brächten, lieber Freund — es wäre ein Meisterstück! Aber die Frau wird ihre Erkundigungen einziehen. Und wenn sie erfährt, wie es um Rasumin bestellt ist — —"

„Gewiß — die Sache hat ihre Schwierigkeiten, das weiß niemand besser als ich. Zwar daß der Fürst mittellos und verschuldet ist, würde an und für sich kaum ein Hindernis sein. Denn Frau Raguinot hat offenbar den Ehrgeiz, endlich auch mit jener hohen Aristokratie Fühlung zu gewinnen, die sich bis jetzt trotz ihrer Millionen allen Annäherungsversuchen gegenüber ziemlich ablehnend verhalten zu haben scheint. Wohl aber könnten die erbaulichen Dinge, die man ihr über die Lebensführung des Fürsten und über seine etwas freien Sitten erzählen wird, ein solches Hindernis bilden. Denn sie liebt ihre Kinder und ist, wie es scheint, noch in einigen kleinbürgerlichen Vorurteilen befangen. Man wird sie also davon überzeugen müssen, daß jene Gerüchte nur schändliche Verleumdungen sind — daß Nikifor Iwanowitsch weder ein Spieler noch ein Trinker ist, sondern ein Mann der ernsten Arbeit und der großen Ideen. Gerade um ihretwillen müssen wir unsern Ausstellungsplan mit aller Energie weiter verfolgen und müssen

diesen unbequemen Gläubiger des Fürsten verhindern, unsere Kreise zu stören."

Ambroise Salazat, der mit gespannter Aufmerksamkeit zugehört hatte, machte eine gleichsam wegwerfende Handbewegung.

„Ich nehme Benjamin Couderc auf mich," sagte er. „Aber er darf von dem Heiratsplan nichts erfahren. Lieber wage ich auch noch diese dreißigtausend Francs."

„Das ist vernünftig gesprochen, und nun noch eine beiläufige Frage. Kennen Sie zufällig einen Hauptman Pierre de Sabran?"

„Ich kannte ihn, als er noch Leutnant war, damals machte ich mit ihm irgend ein kleines Geschäft."

„Können Sie mir etwas Näheres über seine Person und seine Verhältnisse sagen?"

„Nichts weiter, als daß er seine Wechsel pünktlich eingelöst hat, und daß er von seinen inzwischen verstorbenen Eltern ein kleines Vermögen geerbt haben soll. Aber weshalb interessieren Sie sich für diesen jungen Mann?"

„Weil ich ihn schon zweimal im Hause der Frau Raguinot getroffen habe, und weil er mir da im Wege ist."

„Ah, ich verstehe, er macht Fräulein Blanche den Hof."

„Nein. Aber es scheint, daß er um so lebhafteres Gefallen an ihrer Schwester findet. Und ich habe meine Gründe, Anstoß daran zu nehmen. Wir werden uns also ein wenig um diesen Hauptmann kümmern, Herr Salazat, damit es uns im gegebenen Augenblick nicht an einem Mittel fehlt, ihn unschädlich zu machen."

„Aber ich weiß nicht — —"

„Nun, wir werden gelegentlich weiter davon reden. Für jetzt gestatten Sie mir wohl, zu meinen Gästen zurückzukehren. Ich habe den Fürsten nur sehr ungern so lange aus den Augen gelassen."

Die Wahrnehmung, daß soeben ein mit mehreren silberhalsigen Flaschen beladener Kellner an der offenen Tür des Zimmers vorbei dem von Osinski bestellten Kabinett zueilte, hatte ihn zu dieser letzten Bemerkung veranlaßt. Und Ambroise Salazat machte keinen Versuch, ihn zurückzuhalten oder gar den vornehmen Herren, die er da drüben vermuten mußte, seine Gesellschaft aufzudrängen. Er schüttelte dem Polen die Hand und ging davon, ganz erfüllt von der neuen, großartigen Aussicht, die er dieser kurzen Unterredung verdankte.

In dem Augenblick, da Ladislaus Osinski das Kabinett wieder betrat, erhob sich Erich Andersson und kam auf ihn zu.

„Ich danke Ihnen für die genossene Gastfreundschaft," sagte er, „aber ich bitte Sie, mich jetzt zu entschuldigen. Die Müdigkeit zwingt mich zum Aufbruch."

„Das ist eine Begründung, die mir jeden Einwand abschneidet," erwiderte der Pole sehr artig. „Wir werden also demnächst weiter von unsern Angnlegenheiten plaudern — nicht wahr?"

„Wenn es Ihr Ausstellungs-Unternehmen ist, das Sie damit meinen, so werden Sie mich selbstverständlich immer bereit finden, Ihnen nach dem Maße meiner Kräfte dienlich zu sein. Die ehrenvolle Aufgabe aber, die Sie mir zugedacht hatten, muß ich zu meinem Bedauern ablehnen. Eine Reihe triftiger Gründe macht es mir unmöglich, sie zu übernehmen."

Osinski stellte sich sehr überrascht.

„Ah, welche unangenehme Enttäuschung! Aber

Sie werden mit sich reden lassen. Ich hoffe zuversichtlich, das ist nicht Ihr letztes Wort."

„Es ist mein letztes, Herr Osinski! Und Sie würden mich zu Dank verpflichten, wenn Sie Ihr freundliches Anerbieten als mit dieser Erklärung erledigt betrachten wollten."

„Eine so bestimmte Absage muß ich wohl leider gelten lassen. Unsere freundschaftlichen Beziehungen aber sollen unter keinen Umständen darunter leiden. Wir bleiben trotzdem die Alten — nicht wahr?"

Sie wissen, wie tief ich in Ihrer Schuld bin," lautete Anderssons etwas ausweichende Erwiderung. Und Ladislaus Osinski mochte seine guten Gründe haben, in diesem Augenblick keine wärmeren Freundschafts-Versicherungen zu verlangen. Er drückte seinem ehemaligen Schützling mit einem überaus herzlichen „Auf Wiedersehen!" die Hand, und Erich Andersson, der sich von den beiden anderen nur mit einer stummen Verbeugung verabschiedet hatte, trat eine Minute später in das Freie hinaus, tief aufatmend wie jemand, der sich aus einer peinlichen Gefangenschaft befreit sieht.

Das Zimmer aber, das er verlassen hatte, bot nach Ablauf der nächsten halben Stunde ein sehr wesentlich verändertes Bild. Fürst Nikifor Rasumin hatte seinen Stuhl hart neben den des Grafen gerückt und seinen rechten Arm zärtlich um Bourmonts Nacken geschlungen. Sein Gesicht war noch immer von derselben marmornen Blässe; aber seine schwermütigen Augen schwammen in dem feuchten Glanze der Trunkenheit, und seine Zunge schien ihm nur noch mit Widerstreben zu gehorchen.

„Trinken wir, Graf!" rief er, den gefüllten Kelch erhebend. „Auf alles Schöne! Und auf alles, was wir lieben!"

Bourmont tat ihm Bescheid; aber der Wein hatte über ihn offenbar viel geringere Macht als über den Russen.

„Es wäre an der Zeit, in den Klub zu gehen, mein Fürst,“ sagte er. „Oder wenn Sie es vorziehen, zu bleiben, wo wir sind, machne wir vielleicht hier eine Partie Ecarté.“

Rasumin entschied sich für diesen letzten Vorschlag, und Ladislaus Osinski stand auf.

„Dann überlasse ich die Herren ihrem Schicksal, denn ich liebe es nicht, den Zuschauer zu machen. Dürfen wir also darauf hoffen, Herr Graf, daß Sie den Fürsten und mich demnächst in das Haus Ihres Herrn Schwiegersohnes einführen werden? Es liegt mir, wie gesagt, außerordentlich viel daran, einen so berühmten und angesehenen Mann, wie es Herr de Versigny ist, für unsere Idee zu interessieren.“

„Ich stehe Ihnen mit Vergnügen zu Diensten,“ erwiderte Bourmont, ohne indessen seine Verlegenheit ganz verbergen zu können. „Nur möchte ich Sie bitten, sich noch ein paar Tage zu gedulden. Meine Tochter fühlt sich etwas unpäßlich, und es ist doch selbstverständlich, daß Sie auch der Dame des Hauses vorgestellt zu werden wünschen.“

Er klingelte nach dem Kellner, um die Karten zu bestellen, und Ladislaus Osinski ließ die beiden Spieler allein. —

Neuntes Kapitel.

Gabrielle de Versigny saß in ihrem kleinen Salon über dem Goetheschen Roman, den sie von Erich Andersson erhalten und mit dem sie sich sehr angelegentlich beschäftigte, obwohl sie wegen der sprachlichen Schwierigkeiten nur langsam vorwärts kam.

„Mir sind leider Fälle genug bekannt,“ las sie, „wo ein innige, unaufhörlich scheinende Verbindung zweier Wesen durch gelegentliche Zugesellung eines dritten aufgehoben und eins der erst so schön Verbundenen ins lose Weite hinausgetrieben ward.“

Nachdenklich stützte sie den Kopf in die Hand. Da ließ ein Klopfen an der Tür, die in die Gemächer ihres Gatten führte, sie erschrocken zusammenfahren, und hastig, wie wenn sie sich nicht auf einem Unrecht ertappen lassen wollte, schlug sie das Buch zu.

„Vergib', wenn ich dich störe,“ sagte Guy, der ungewöhnlich bleich aussah. „Ich komme, um dir einen Gegenstand zurückzubringen, den ich zufällig noch im letzten Augenblick vor dem Verkauf an irgend einen Fremden retten konnte.“

Er legte das rote Maroquin-Etui, das sie sogleich erkannte, vor sie auf den Tisch. Seine Worte hatten erst einen traurigen Klang gehabt; aber nichts von einem Vorwurf war in dem Ton seiner Stimme gewesen, und er schien willens, sich sogleich wieder zu entfernen. Aber Gabrielles Erwiderung hielt ihn zurück.

„Möchtest du mir nicht mitteilen, Guy, wie dieser Schmuck in deine Hände gelangte?“

„Auf die einfachste Art von der Welt. Der Juwelier, an den ihn Graf Bourmont in deinem Auftrage veräußert hatte, bot ihn mir zum Rückkauf an.“

„In meinem Auftrage? Das ist natürlich nur deine persönliche Vermutung?“

„Nicht so ganz! Dein Vater hatte ihn dessen ausdrücklich versichert.“

„Und du konntest es glauben? Du meinst, daß ich mich dieses Schmuckstückes entledigen wollte — um, um mir Geld darauf zu verschaffen?“

Mit geradezu angstvollem Ausdruck war ihr Blick auf ihn gerichtet; Guy aber bemerkte es nicht, denn er sah ihr nicht in die Augen, sondern vor sich nieder auf den Teppich.

„Du brauchst das Geld nicht für dich, wie ich hoffe. Denn du weißt, daß dir für deine Bedürfnisse jede beliebige Summe zur Verfügung steht. Immerhin aber ist der Verkauf doch wohl mit deiner Einwilligung erfolgt.“

Hätte er ihr nur ein einziges Mal ins Gesicht geblickt, so würde er die Scham und die Reue deutlich genug in ihren Zügen gelesen haben, und ihre Worte hätten dann vielleicht eine ganz andere Bedeutung für ihn gewonnen. So aber nahm er es nicht für ein demütiges Schuldbekenntnis, sondern für einen feindseligen Trotz, da sie erwiderte:

„Mein Vater befand sich in großer Bedrängnis. Und ich wußte ihm für den Augenblick nicht anders zu helfen.“

„Warum aber, wenn seine Bedrängnis so groß war, wandte er sich nicht an mich?“

„Du solltest mich das nicht fragen, Guy; denn du weißt, wie schwer es mir sein müßte, dir die rechte Antwort darauf zu geben.“

„Ich verzicht natürlich auf jede Erklärung, die dir peinlich scheint. Aber ich möchte doch um deinetwillen einer Wiederkehr solcher Vorkommnisse vorbeugen. Und deshalb bitte ich dich, mir nur eine einzige Frage zu beantworten. Dein Vater sagte mir, daß er mich nicht um Beistand angehen könne, weil unsere — weil die eigentümliche Natur unseres ehelichen Lebens es ihm verböte?“

Gabrielle schwieg. Und nachdem er ein paar Sekunden lang vergebens auf ihre Antwort gewartet hatte, fuhr ihr Gatte fort:

„Ich möchte mit dem Grafen Bourmont nicht gern über diese Angelegenheit sprechen, darum ersuche ich dich, ihm zu sagen, daß mein Bankier ohne weiteres jede Angelegenheit honorieren wird, die neben seiner Unterschrift auch die deinige trägt. Die Notwendigkeit, mir seine Verlegenheiten zu offenbaren, bleibt ihm dadurch ein- für allemal erspart.“

„Und du wähnst, daß die Demütigung so eine geringere für ihn sei? Nein, wie großmütig auch dein Vorschlag gemeint sein mag, ich werde mich sicherlich nicht zu seinem Dolmetscher machen.“

Guy de Versigny preßte die Lippen zusammen. Er fühlte sich durch den Schritt, den Gabrielle mit der Hergabe dieses ihres einstigen Lieblingsschmuckes getan hatte, in tiefster Seele verwundet, und fest lag es ihm auf der Zunge, ihr zu sagen, daß das angebliche Zartgefühl ihres aristokratischen Vaters nichts als eine heuchlerische Maske sei, und daß er sich an jenem Tage wohl nur deshalb nicht an ihn gewendet, weil er vielleicht erst vier-

undzwanzig Stunden früher eine größere Summe von ihm erhalten hatte. Aber er besaß dennoch Selbstbeherrschung genug, sich Schweigen aufzuerlegen und nach einer langen Pause scheinbar ruhig zu sagen:

„Dann muß ich es allerdings auch weiterhin deinem und seinem Ermessen überlassen, den rechten Weg zu finden. Denn darauf, daß in unserem gegenseitigen Verhältnis jemals wieder eine Änderung eintreten könnte, darf ich wohl nicht mehr hoffen.“

Zögernd und unsicher hatte er die letzten Worte hinzugefügt. Er begriff eigentlich selbst nicht, wie er dazu gekommen war, sie auszusprechen. Und er bereute, daß er's getan, denn mit bebender Stimme gab Gabrielle zurück:

„Eine wie geringe Meinung mußt du von mir haben, wenn du glaubst, daß meines Vaters Geldverlegenheiten ein geeigneter Anlaß seien, dieses unglückliche Thema wieder aufzunehmen.“

Sie hatte vielleicht noch etwas weiteres sagen wollen, Guy aber erhob abwehrend die Hand.

„Es war nicht so gemeint, Gabrielle! Aber ich höre die Stimme des Grafen im Vorzimmer, und ich möchte ihn jetzt nicht sehen.“

Damit ging er auch schon zur Tür und zog sie in demselben Augenblick zu, als Graf Bourmont den Salon betrat. Blitzschnell warf Gabrielle ihr Spitzentaschentuch über das auf dem Tische liegende Etui, denn um nichts in der Welt hätte sie in diesem Moment, wo ihr das Herz bis zum Zerspringen voll war von Bitterkeit und Schmerz, eine Erörterung herbeiführen mögen, die sie wahrscheinlich auch um den letzten Rest ihrer Fassung gebracht hätte. Und ihr Vater ahnte glücklicherweise nichts von dem, was in ihrer Seele vorging.

Er war heute noch zärtlicher und liebenswürdiger als sonst, und es hatte vollständig den Anschein, als ob sich hinter seinem liebevollen Wesen wieder ein besonderer Wunsch verberge.

Vorläufig allerdings kam er nicht dazu, ihm Ausdruck zu verleihen, denn wenige Minuten nach seinem Eintritt wurde der Dame des Hauses ein weiterer Besuch, der des Hauptmanns de Sabran, gemeldet — eine Unterbrechung, die dem alten Herrn offenbar in hohem Maße unwillkommen war, da er die buschigen weißen Brauen unmutig zusammenzog und den Gruß des Eintretenden mit einem sehr steifen Neigen des Hauptes erwiderte.

Die Hoffnung Pierres, daß es seinem redlichen Bemühen gelingen werde, sich das Vertrauen Gabrielles zu gewinnen, war bis zu diesem Tage ihrer Erfüllung kaum um einen einzigen Schritt nähergerückt. Wohl empfing und behandelte sie ihn immer mit derselben gleichmäßigen Freundlichkeit; aber er forschte in ihren Mienen und in ihrem Benehmen vergebens nach einem Anzeichen dafür, daß sein Besuch ihr ein lieber und freudig erwarteter sei. Und der Graf de Bourmont, der Tag für Tag um dieselbe Stunde bei seiner Tochter erschien, machte vollends kaum noch ein Hehl daraus, daß er sie nur höchst ungern in der Gesellschaft eines Mannes sah, dessen aufrichtige und hingebende Freundschaft für seinen Schwiegersohn ihm gut genug bekannt war. Wenn er auch dem Hauptmann gegenüber die höflichen Umgangsformen des wohlerzogenen Mannes niemals außer Acht ließ, gefiel er sich doch bald in allerlei Sticheleien und Anzüglichkeiten, die schon mehr als einmal hätten zu peinlichen Szenen führen können, wenn nicht Pierre stets mit feinem Gefühl der Gefahr rechtzeitig

vorgebeugt hätte, ohne dadurch seiner persönlichen Würde auch nur das Mindeste zu vergeben.

Heute aber schien aus irgend einem Grunde, dessen Natur der Hauptmann nicht ahnte, seine Anwesenheit dem Grafen ganz besonders unangenehm zu sein. Er hatte eine politische Tagesfrage zu erörtern begonnen, die eben jetzt die Gemüter lebhaft bewegte, und mit solcher Heftigkeit widersprach er den durchaus ruhigen und sachlichen Bemerkungen Pierres, daß Gabrielle ihn wiederholt durch einen erstaunten Blick zur Mäßigung mahnte, und daß der Hauptmann bereits überlegte, ob es nicht geratener sein würde, dem übel gelaunten alten Herrn für diesmal das Feld zu räumen.

Noch ehe er indessen zu einem Entschluß gekommen war, wurde ihr Gespräch durch den Diener unterbrochen, der Frau de Versigny zwei Visitenkarten überreichte.

„Fürst Rasumin," las Gabrielle und „Ladislaus Osinski." Und dann, indem sie sich anscheinend etwas verwundert an ihren Vater wandte, fragte sie: „Sind das die beiden Herren, von denen du mit mir vor einigen Tagen gesprochen?"

„Allerdings, meine Teure! Und da sie kommen, um dich und deinen Gatten für das große patriotische Unternehmen des Fürsten zu interessieren, wirst du dich hoffentlich nicht weigern, sie zu empfangen."

Ein Wink bedeutete den Diener, die Besucher einzuführen, und als sich die Flügeltür vor ihnen öffnete, erhob sich die junge Frau aus ihrem Sessel. Nikifor Rasumin schritt zuerst über die Schwelle, hoch und gewaltig wie der Held einer nordischen Sage, aber mit leicht gesenktem Haupte. Erst als er dicht vor Gabrielle stand, blickte er auf, und in dem Moment, da seine

Augen den ihrigen begegneten, die, starr und weit geöffnet, auf ihn gerichtet waren, vollzog sich eine jähe, überraschende Veränderung auf seinem schönen, blassen Gesicht. Die müde Schwermut seiner Züge wich einem Ausdruck des Erstaunens und der Spannung, und seine Lippen öffneten sich wie zu einem Ausruf, ohne daß doch ein Laut vernehmlich geworden wäre.

Stumm und regungslos standen sie zum Befremden der übrigen vor einander. Eine gewaltige, lähmende Überraschung schien sie gleichzeitig beide der Sprache zu berauben. Denn auch Gabrielles Aussehen hatte sich innerhalb dieser einzigen Sekunde seltsam verwandelt. Sie, die sonst für jeden Besucher dasselbe matte, gleichgültige Lächeln hatte, sie starrte zu diesem Fremden empor wie zu einer übernatürlichen Erscheinung, und das nervöse Zucken ihrer Lippen ließ erraten, wie stürmisch die Empfindungen sein mußten, die während dieser wenigen Augenblicke eines so sonderbaren Schweigens ihre Seele bewegten.

Graf Bourmont glaubte der vermeintlichen Verlegenheit der beiden, die er durchaus nicht begriff, zu Hilfe kommen zu müssen.

Doch nun hatte auch Gabrielle die Sprache wiedergefunden.

„Es bedarf keiner Vorstellung, denn wir sehen uns heute nicht zum erstenmal. Monseigneur haben mich lange auf die Möglichkeit warten lassen, Ihnen zu danken."

Sie sagte es hastig und beklommen. In raschen Atemzüge hob und senkte sich, während sie sprach, ihr Busen unter dem duftigen Spitzenbesatz des dunklen Kleides. Nikifor Rasumin aber strich sich mit der Hand

über die Stirn wie jemand, der bemüht ist, seine wirbelnden Gedanken zur Ruhe zu zwingen.

„Mir zu danken, gnädige Frau? Bei Gott, ich weiß nicht, wo und wann mir das Glück zu Teil geworden wäre, Ihren Dank zu verdienen."

„Sie erinnern sich also nicht, daß wir uns schon einmal begegnet sind? Nur ein einziges Mal allerdings, doch unter Umständen, die sich meinem Gedächtnis wohl unauslöschlich einprägen mußten."

Er sah sie an, und vor dem Leuchten in seinen Augen senkte sie jetzt unwillkürlich die Lider.

„Ja, ich weiß, daß ich Sie bereits gesehen habe. Aber wenn man mich früge, wo es gewesen sei, so könnte ich der Wahrheit gemäß nichts anderes antworten als: In meinen Träumen!"

Pierre de Sabran ließ ein sehr vernehmliches Räuspern hören; denn die Dreistigkeit dieses Russen schien ihm doch alles erlaubte Maß zu überschreiten. Aber die beiden bemerkten es nicht, und es war, als hätten sie vollständig vergessen, daß sie nicht allein miteinander waren.

„Ich glaube es Ihnen, Monseigneur," sagte Gabrielle leise, „denn auch ich muß jene Stunde noch oft genug in meinen Träumen durchleben. Ihre Erinnerungen an die Einzelheiten mögen sich verwischt haben. Ich aber konnte nimmermehr das Gesicht des Mannes vergessen, der mich auf seinen Armen aus dem brennenden Bazar in der Rue Jean-Goujon getragen."

Nikifor Rasumin, dessen Wangen sonst nicht einmal im Rausch ihre Elfenbeinfarbe veränderten, wurde rot wie ein Mädchen.

„Ah, damals also —! Aber, so wahr ich lebe, ich

wäre niemals darauf verfallen, daß es damals gewesen sei."

„Nun aber wissen Sie es, nicht wahr? Und weil ich es an jenem Tage nicht tun konnte, so danke ich Ihnen heute für die heldenmütige Tat, die mich vor einem entsetzlichen Tode bewahrte."

Sie reichte ihm ihre beiden Hände, und der Fürst beugte sich tief herab, um eine nach der anderen zu küssen. Nach einer Antwort brauchte er nicht erst zu suchen, denn schon überschüttete ihn Graf Bourmont mit einem Schwall hochtönender Dankesworte.

„Welche wundersame Entdeckung!" rief er. „Da habe ich nun seit Monaten beinahe täglich die Ehre, einige Stunden in Ihrer Gesellschaft zu verbringen, ohne daß ich auch nur geahnt hätte, eine wie große Schuld meine Tochter und ich an Sie zu zahlen haben. — Ah, was sage ich, zu zahlen! Als ob eine so ungeheure Verpflichtung überhaupt jemals zu tilgen wäre! Aber die Welt soll nun wenigstens erfahren, daß Fürst Nikifor Iwanowitsch ein Held und der würdige Nachkomme seiner ruhmvollen Vorfahren ist."

„Ich hoffe, mein lieber Graf, Sie werden sich durch meine Bitte bewegen lassen, die Welt mit dieser höchst überflüssigen Mitteilung zu verschonen. Ich habe durchaus nicht mehr getan als meine Schuldigkeit, und was jeder besonnene Mann an meiner Stelle ebensowohl getan haben würde."

In der augenfälligen Absicht, dem Grafen alle weiteren Herzensergießungen abzuschneiden, wandte er sich zu seinem so ungebührlich lange vernachlässigten Begleiter, um ihn Gabrielle vorzustellen. Er nannte ihn seinen Freund, und wärmer, als es sonst ihre Art war, hieß Frau de Versigny den Polen willkommen.

Dann drückte sie auf den im Bereich ihres Armes befindlichen Knopf der elektrischen Klingel und kehrte sich gegen den Diener, der sofort in der Tür erschienen war:

„Sagen Sie Herrn de Versigny, daß ich ihn bitten lasse, hierherzukommen."

Aber Pierre de Sabran machte dem Lakaien ein Zeichen, noch zu verweilen.

„Wollen Sie die Güte haben, diese Botschaft mir zu übertragen?" sagte er. „Ich war ohnedies eben im Begriff, Ihren Gemahl in seinem Arbeitszimmer aufzusuchen."

Überrascht hatte Gabrielle aufgeblickt; dann aber neigte sie zustimmend den Kopf. Wenn sie die Absicht ahnte, die dem Wunsche des Hauptmanns zu Grunde lag, so gab es für sie doch augenscheinlich keinen Anlaß, ihn an ihrer Ausführung zu hindern. Und während der Diener sich auf ihren Wink in das Vorzimmer zurückzog, verließ Pierre auf dem ihm wohlbekannten Wege den Salon.

Er fand seinen Freund vor dem Schreibtisch, den Kopf in die Hand gestützt und so ganz in Gedanken verloren, daß er den Eintritt des Hauptmanns nicht einmal wahrnahm. Erst als Pierre ihn anredete, sah er auf.

„Ich komme im Auftrage deiner Frau. Sie läßt dich zu sich bitten, damit auch du ihrem Lebensretter deinen Dank abstattest."

Hatte Guy bei den ersten Worten freudig aufgehorcht, so wechselte er jetzt augenfällig die Farbe.

„Ihrem Lebensretter? Dem Manne, den ich monatelang vergeblich gesucht habe. Er existiert also wirklich! Und er ist drüben bei meiner Frau?"

„Ja. Er selbst scheint sich seiner Heldentat kaum

zu erinnern. Deine Gattin aber hat ihn mit Bestimmtheit erkannt. Es ist der russische Fürst Nikifor Rasumin."

„Wie? Er — Nein, das ist unmöglich! Dieser Russe, den ich nur aus den Erzählungen meines Schwiegervaters kenne, ist meines Wissens erst seit einigen Monaten in Paris."

„Das schließt nicht aus, daß er sich schon damals vorübergehend hier aufgehalten haben könnte. Und er selbst hat bereits zugegeben, an jenem Abend in der Rue Jean-Goujon gewesen zu sein. Es wird dir kaum etwas anderes übrig bleiben, als ihn nach dem Willen deiner Frau für ihren Retter zu nehmen."

De Versigny hatte sich aus seinem Schreibsessel erhoben.

„Wenn er damals im Bazar gewesen ist, und wenn Gabrielle ihn erkannt hat, so gibt es natürlich keinen Zweifel. Laß uns also gehen!"

Er sagte es sehr ruhig, und er schien überrascht, daß der Freund ihn noch zurückhielt.

„Willst du mir ein offenes Wort gestatten, Guy — ein Wort, das freilich nur durch unsere alte und erprobte Freundschaft gerechtfertigt werden kann?"

„Wenn es dir geboten scheint — gewiß!"

„Du wirst diesem Fürsten danken müssen — das ist schon selbstverständlich! Aber ich glaube nicht, daß seine Tat dir auch die Verpflichtung auferlegt, ihn zu deinem Hausfreunde zu machen."

„Was willst du damit sagen, Pierre? Soll ich dem Lebensretter Gabriellens, der obendrein, so viel ich weiß, der Freund ihres Vaters ist, meine Tür verschließen?"

„Wenn seine Besuche eine Gefahr für den Frieden deines Hauses bedeuten, ja, dann solltest du es tun."

Auf de Versignys Stirn erschien eine Falte.

„Ich glaube dich zu verstehen. Und ich darf mich nicht gekränkt fühlen, denn ich selbst habe vielleicht durch eine törichte Aeußerung diese seltsame Befürchtung in dir geweckt. Aber sie ist überflüssig, das darfst du mir auf mein Wort hin glauben. Ich habe keinen Grund, meiner Gattin irgend welche Vorschriften darüber zu machen, wie sie ihren Lebensretter behandeln solle."

Er stand schon in der Tür, und bei seinen letzten Worten lud er den Hauptmann durch eine Handbewegung ein, voraufzugehen, damit sogleich andeutend, daß er den eben berührten Gegenstand als abgetan betrachte.

Schon bevor sie den Salon der Hausfrau betraten, hörten sie Ladislaus Osinskis wohltönende Stimme, und de Versigny zögerte, weiterzugehen, um den Gast nicht mitten in seiner Rede zu unterbrechen. Offenbar war der Pole aber im Begriff, Gabrielle seine große Ausstattungs-Idee zu entwickeln, denn es klang deutlich in das Nebengemach hinaus:

„Man denke sich die Wirkung eines Festzuges, dessen Teilnehmer ganz wie Ihre Vorfahren bei der berühmten Hochzeit des Zwerges in ihren bunten heimischen Trachten auf Kamelen, Pferden, Renntieren, Hunden, ja selbst auf Schweinen und Ziegenböcken daherkommen werden! Und ein wie phantastisches, märchenhaftes Bild wird vollends der wöchentlich wiederholte Ball in der großen Manege darbieten, die wir genau der Manege Birons nachbilden werden. Dieser groteske Ball, bei dem Kalmücken, Jakuten, Kamtschadalen, Tscheremissen und Mordwinen auf ihren nationalen Instrumenten zum Tanze aufspielen sollen!"

Graf Bourmont warf eine Bemerkung dazwischen, und diesen Augenblick benutzte de Versigny, um die Schwelle zu überschreiten.

Der weiche Teppich dämpfte den Klang seiner Schritte, und Gabrielle hatte deshalb sein Erscheinen nicht sogleich wahrgenommen. Sie saß auf dem kleinen Empiresofa, für das sie eine besondere Vorliebe hatte, und Rasumin stand neben ihr, den Arm auf das Säulenpostament einer Bronzefigur stützend, und ein wenig zu ihr herabgeneigt. Sie schienen beide den Ausführungen Osinskis zu lauschen, aber der große, leuchtende, traumverlorene Blick, mit dem Gabrielle an dem Polen vorbei in das Leere starrte, ließ ihrem Gatten keinen Zweifel, daß sie in Wahrheit nicht ein Wort von jener beredten Schilderung vernahm. Und Nikifor Iwanowitsch hörte davon sicherlich nicht viel mehr. Denn seine Augen hingen an dem feinen Köpfchen der jungen Frau, als ob er jeden Zug dieses schönen, zarten Antlitzes unauslöschlich in seine Seele eingraben wolle.

Für einen Moment preßte Guy de Versigny die Lippen zusammen; dann ging er raschen Schrittes auf die Gruppe zu, um den Fürsten zu begrüßen. Und Pierre mußte ihm in seinem Innern das Zeugnis ausstellen, daß er mit bewunderungswürdigem Feingefühl den rechten Ton und die rechten Worte zu finden wußte.

Mit einem kleinen, bescheidenen Lächeln nahm Rasumin seinen Dank entgegen.

„Ich kann nur wiederholen, daß meine Tat durchaus keinen Anspruch auf große Bewunderung hat,“ sagte er. „Von meiner russischen Waldeinsamkeit her, wo unerwartete Begegnungen mit Wölfen und Bären nichts Außergewöhnliches sind, bin ich gewohnt, was den Pariser Kavalieren bei jener Katastrophe allerdings

gänzlich zu fehlen schien: ein wenig Kaltblütigkeit im Augenblick der Gefahr. Nicht die rasche Ausbreitung des Feuers, sondern die fürchterliche Kopflosigkeit der erschreckten Menge hat die Größe des Unglücks verschuldet. Die vorhandenen Ausgänge hätten sicherlich hingereicht, alle Anwesenden ins Freie gelangen zu lassen. Aber in blindem Entsetzen versperrte man sich selbst den Weg der Rettung. Ich brauchte nur die leichten Draperien eines Verkaufsstandes herabzureißen, um das Seitenpförtchen zu gewinnen, das auf den Bauplatz hinausführte. Und wenn nicht der sinnlos nachdrängende Haufe diese schmale Tür gleich wieder wie mit einer undurchdringlichen Mauer verschlossen hätte, würde mein Vorhaben, noch einigen anderen der unglücklichen Damen Hilfe zu bringen, gewiß von besserem Erfolge gewesen sein."

Er konnte nicht ahnen, daß Gabrielle jedes dieser Worte für eine Anklage gegen ihren Gatten und für eine Bestätigung des vernichtenden Urteils nehmen mußte, das sie über seine damalige Handlungsweise gefällt. Während Rasumin sich bemühte, seine heroische Tat wie etwas ganz Gewöhnliches und Selbstverständliches erscheinen zu lassen, stellte er die vermeinte Brutalität und Feigheit de Versignys in ein desto grelleres Licht. Guy aber verriet in Haltung und Benehmen nichts von den Empfindungen, die ihn während dieser unbeabsichtigten Kritik bewegen mochten. Wohl vermied er, dem Blick seiner Gattin zu begegnen; doch er blieb voll höflichster Zuvorkommenheit gegen den Fürsten.

Und als sich dann das Gespräch durch eine geschickt eingeworfene Bemerkung Osinskis wieder auf den Eispalast und die große Schaustellung der russischen Völkerschaften lenkte, zeigte er ein lebhaftes Interesse für

dieses Projekt, von dem neuerdings auch schon die Tageszeitungen in allerlei geheimnisvollen Andeutungen zu sprechen begonnen hatten. Der Pole aber wußte die unerwartete Fügung der Dinge meisterlich zu nützen. Pierre sah, wie er de Versigny bei Seite zog und unter wiederholten Hinweisungen auf den Fürsten eifrig auf ihn einsprach. Und nach einer Weile hörte er seinen Freund sagen:

„Wohl, Herr Osinski — Sie mögen mich mit 50 000 Francs in die Liste Ihrer Aktionäre eintragen. Als der Leiter des Unternehmens kann Fürst Rasumin jederzeit über den Betrag verfügen."

Wenige Minuten später machte der Pole dem Fürsten, der noch immer mit der Beharrlichkeit einer Statue neben dem Platze Gabrielles stand, ein Zeichen, daß es an der Zeit sei, diesen ersten Besuch zu enden. Und Nikifor Iwanowitsch gehorchte, wie ein willfähriger Zögling seinem Hofmeister gehorcht.

Mit einer eigentümlich zögernden Bewegung reichte die junge Frau ihm die Hand.

„Auf Wiedersehen, Fürst Rasumin!" sagte sie beinahe flüsternd. Und von den Anwesenden bemerkten wohl nur Guy de Versigny und Pierre die feine Röte, die sich bis zu den Stirnlöckchen hinauf unter ihrer durchsichtigen weißen Haut verbreitete, während die Lippen des Fürsten eine Sekunde lang auf ihrem Handgelenk ruhten.

Der Hausherr geleitete die Besucher artig bis zur Tür, indem er den Fürsten aufforderte, sich als einen stets willkommenen Freund seines Hauses zu betrachten. Und dann, da der Graf sich's wieder in einem Sessel bequem gemacht hatte, wie immer, wenn er den Wunsch hatte, nach beendeter Empfangszeit noch einige Worte

unter vier Augen mit seiner Tochter zu sprechen, wandte de Versigny sich an den Hauptmann:

„Wenn du mir noch eine Viertelstunde schenken willst, Pierre, so werde ich dir eine eben vollendete Szene vorlesen. Es wäre mir von großem Werte, dein Urteil zu hören.“

Der Offizier verabschiedete sich von Gabrielle, die mit verträumtem Blick über ihn hinwegsah, während ihre Lippen mechanisch einige artige Worte sprachen, und die beiden Freunde begaben sich durch die anstoßenden Gemächer in de Versignys Arbeitszimmer.

„Nimm Platz — ich bitte dich!“ sagte Guy, indem er mit einer hastigen Bewegung nach den über die Platte seines Schreibtisches verstreuten Manuskriptblättern griff. Aber er hatte erst wenige Zeilen gelesen, als er sie wieder niederlegte.

„Es geht nicht. Du darfst mir darum nicht böse sein, Pierre! Ich fühle mich nicht ganz wohl.“

„Laß uns einen Spaziergang machen, Guy! Oder noch besser: laß uns eine Stunde reiten! Nicht ins Bois, sondern irgendwohin, wo man sicher ist, nicht in jeder Viertelstunde zwanzigmal den Hut ziehen zu müssen.“

Aber de Versigny schüttelte ablehnend den Kopf.

„Ich möchte lieber eine Weile allein sein. Du nimmst mir das nicht übel — nicht wahr?“

„Gewiß nicht, obwohl ich den Spazierritt für das Zweckmäßigere hielte. Auf Wiedersehen, dann Guy! Und denke daran, daß doch am Ende jeder selbst seines Schicksals Meister ist.“ — —

Dies nämliche Verlangen nach Alleinsein äußerte seltsamerweise fast in demselben Augenblick auch Gabrielle gegen ihren Vater, der sich eben anschickte, eine feurige Lobrede auf den Fürsten Rasumin zu halten.

Und sie äußerte es so entschieden, daß er wohl genötigt war, ihr zu willfahren. Aber er hatte noch etwas auf dem Herzen, und schon die einleitenden Worte ließen sie erraten, von welcher Art sein Anliegen sei. Da nahm sie, ohne ihn zu unterbrechen, das Spitzentuch von dem Etui hinweg, das so lange darunter verborgen gewesen war, und erbleichend hielt Graf Bourmont mitten in seiner Rede inne.

„Was ist das?“ sagte er bestürzt. „Wie kommt das hierher?“

„Mein Mann übergab mir vor einer Stunde den Schmuck, nachdem er ihn von dem Juwelier zurückgekauft hatte, an den du ihn veräußert.“

„Ah, das ist erbärmlich — das ist nicht die Handlungsweise eines Edelmannes,“ fuhr Bourmont auf. „Ich werde deinen Gatten deshalb zur Rede stellen — ich werde ihm sagen — —“

„Nichts wirst du ihm sagen, Papa! Denn was auch immer du gegen ihn vorbringen könntest, seine Antwort würde doch nur Beschämung sein für dich und für mich. Und ich will keine neue Beschämung mehr erfahren. Es ist genug an dieser einen.“

„Was für eine Sprache ist das, Gabrielle! Vergißt du, daß es dein Vater ist, zu dem du redest?“

„Ich vergesse es nicht. Aber ich habe nicht bloß an dich zu denken, sondern auch an mich. Was ich durch den Verzicht auf alles Entbehrliche von meinem Nadelgelde erübrigen kann, werde ich dir auch weiterhin gern zur Verfügung stellen. Aber es wird sehr wenig sein, denn ich bin entschlossen, von meinem Manne nur noch denselben Betrag anzunehmen, den ich als Mädchen von euch für meine kleinen Bedürfnisse empfing.“

„Aber das ist eine kindische Grille, das ist offen-

barer Wahnwitz! Und als dein Vater werde ich es nicht dulden, daß du Herrn de Versigny derartige sehr überflüssige Geschenke machst."

„Vergib — aber ich stehe nicht mehr unter deiner Vormundschaft, Papa! In allem, was meine ehelichen Angelegenheiten betrifft, bin ich die freie Herrin meines Willens."

Er sah sie an, als hätte sie sich vor seinen Augen plötzlich in ein fremdes, ihm völlig unbekanntes Wesen verwandelt. Mühsam nur hielt er an sich, aber er fühlte, daß dies nicht der rechte Augenblick sei, den Kampf zu Ende zu führen.

„Du scheinst dich ja in einer sehr seltsamen Laune zu befinden, mein Kind!" sagte er, „und es dürfte in der Tat am besten sein, dich ein wenig dir selbst zu überlassen. Wenn du wieder meine verständige Tochter geworden sein wirst, wollen wir uns weiter darüber unterhalten."

Er wandte sich zum Gehen; aber Gabrielle, deren Finger mechanisch mit dem Schmucketui spielten, hatte ihm noch etwas zu sagen:

„Noch eins, Papa! Und du darfst mir nicht böse sein, daß ich es ausspreche, obwohl es ja eigentlich ganz selbstverständlich ist. Niemals, unter keinen Umständen und in keiner Bedrängnis, wie groß auch immer sie dir erscheinen, wirst du eine Unterstützung oder ein Darlehen von meinem Manne annehmen — nicht wahr?"

Graf Bourmont zerrte an seinem weißen Kinnbart. Das Benehmen Gabrielles brachte ihn denn doch nachgerade aus der Fassung.

„Was für eine närrische Idee ist das nun wieder! Hat dir der ritterliche Herr de Versigny etwa gesagt, daß ich jemals etwas Derartiges getan hätte?"

„Nein. Und ich bin fest überzeugt, daß es nicht geschehen ist. Aber da ich jetzt nichts — oder doch beinahe nichts mehr für dich zu tun vermag, könntest du doch vielleicht in Versuchung geraten, dich an ihn zu wenden. Und das eben ist es, was ich nicht zu ertragen vermöchte."

Nach einigen Augenblicken des Schweigens ging Graf Bourmont vollends zur Tür.

„Es ist an der Zeit, diese Unterhaltung zu enden," sagte er stolz. „Deine Nerven sind in einem übleren Zustande, als ich's vermutet hätte. Und es wäre töricht, jetzt noch weiter über so ernsthafte Dinge mit dir zu reden."

Gabrielle ließ ihn gehen, ohne etwas zu erwidern. Und als ihr langsam durch das Zimmer wandernder Blick auf Goethes „Wahlverwandtschaften" haften blieb, griff sie nach dem Buche, um es zu öffnen. Ihr Auge glitt über die zufällig aufgeschlagene Seite, und sie las:

„Diejenigen Naturen, die sich beim Zusammentreffen einander schnell ergreifen und wechselseitig bestimmen, nennen wir verwandt."

Weiter kam sie nicht. Der Band entsank ihrer Hand, und wieder starrte sie mit eigentümlich leuchtenden Augen traumverloren ins Leere. — —

Graf Bourmont aber sagte, während er sich unten in die Polster eines Fiakers fallen ließ, bei sich selbst:

„Wenn es doch mehr als nur eine Laune wäre! — Bei Gott, dieser Zustand ist unerträglich! — Und Salazat ist ein Tropf! — Ich kann nicht warten, bis er mit seinen Detektivs einen Scheidungsgrund aufgespürt hat. Es muß ein Ende gemacht werden, um welchen Preis es auch sei."

Zehntes Kapitel.

„Mein Vater ist leider nicht anwesend, und ich vermute, daß er nicht vor Ablauf einiger Stunden zurückkommen wird. Wenn es also etwas Geschäftliches ist, das Sie hierhergeführt hat — —"

„So könnte ich es ebensowohl auch mit Ihnen besprechen, mein gnädiges Fräulein," ergänzte Osinski lächelnd Irène Salazats halb vollendete Rede. „Denn Sie werden mich nicht länger darüber täuschen wollen, daß es in allen wichtigen Dingen *Ihr* kluges und scharfsinniges Köpfchen ist, welches für meinen verehrten Freund Ambroise denkt und dichtet."

Die schöne Tochter des Herrn Salazat kräuselte ein wenig die Oberlippe.

„Ich kann Ihnen nicht verbieten, Vermutungen zu hegen, Herr Osinski! Aber es wäre vielleicht galanter, wenn Sie darauf verzichteten, ihnen in jedem Falle auch Worte zu verleihen."

„Na, ich bin weit davon entfernt, dies in jedem Falle zu tun," erwiderte der Pole, indem er seinen Blick wie zufällig auf Erich Anderssons Landschaftsgemälde richtete. „Weshalb erkundigen Sie sich übrigens gar nicht mehr nach dem Tun und Treiben meines deutschen Freundes?"

„Aus einem sehr einfachen Grunde: Weil es mich nicht im mindesten interessiert."

„Das ist allerdings eine einleuchtende Erklärung.

Was nun aber meinen heutigen Besuch betrifft, so galt derselbe nicht in erster Linie Ihrem Herrn Vater, den man ja um diese Zeit selten antrifft, sondern Ihnen."

„Mir? Das ist sehr schmeichelhaft und — um ganz offen zu sein — ein klein wenig überraschend."

„Aber die eigentliche Überraschung wird doch vielleicht erst noch folgen. Ich komme nämlich, um Ihnen eine Einladung zu überbringen oder vielmehr anzukündigen. Können Sie erraten — von wem?"

„Nein durchaus nicht! Denn es wäre doch wohl undenkbar, daß Fürst Rasumin die Kühneit haben sollte — —"

„Ah, was denken Sie von ihm und von mir! Nein, es handelt sich um die Einladung in ein höchst ehrbares und, wenigstens in einem gewissen Sinne, sehr vornehmes Haus — in das Haus der Frau Eugenie Raguinot."

„Welch' ein Gedanke! Ich habe die Töchter dieser Dame oberflächlich kennen gelernt, weil sie in das Kloster-Pensionat eintraten, wenige Wochen, bevor ich es verließ. Und ich habe sie später hier und da gesehen. Aber es hat niemals etwas wie ein Verkehr zwischen uns bestanden."

„Eine Tatsache, die Sie doch nicht zu hindern braucht, einen solchen Verkehr jetzt zu beginnen?"

„Um das in Erwägung zu ziehen, müßte ich wohl zunächst erfahren, wodurch das plötzliche Verlangen nach meiner Gesellschaft in den Herzen der Fräulein Raguinot geweckt worden ist."

„Eine etwas delikate Frage. Aber wir haben uns stillschweigend versprochen, aufrichtig gegeneinander zu sein — nicht wahr? Und darum antworte ich Ihnen freimütig: Durch mich."

„Ah — verzeihen Sie, das ist etwas stark! Wer hat Ihnen die Erlaubnis gegeben, meine Person irgend jemandem aufzudrängen? Und was berechtigte Sie, zu glauben, daß mir gerade an diesem Verkehr etwas gelegen sei?"

„Niemand und nichts, mein Fräulein! Aber ich bin nun einmal von Haus aus etwas egoistisch veranlagt, und wenn Ihnen auch vielleicht nichts daran gelegen ist, mir — das gestehe ich offen — wäre ein solcher Verkehr außerordentlich erwünscht."

„Ihre Aufrichtigkeit ist in der Tat bewunderungswürdig. Aber Sie verwechselten mich mit meinem Vater oder mit dem Fürsten Rasumin, die Sie ja, wie es scheint, ganz nach Ihren Wünschen dirigieren können."

„Ein sehr kränkender Verdacht! Nein, ich war mir von Anfang an vollkommen bewußt, es mit einer jungen Dame zu tun zu haben, die ebenso stolz wie schön und ebenso eigenwillig wie liebenswürdig ist."

„Und Sie geben sich hoffentlich nicht der Täuschung hin, daß es Ihnen gelingen werde, diesen meinen Stolz und Eigenwillen zu besiegen, nachdem ich Ihnen hiermit erklärt habe, das Haus der Frau Raguinot nicht zu besuchen."

„Aber Sie wissen ja noch nicht einmal, um was für eine besondere festliche Gelegenheit es sich handelt."

„Ich bin nicht sehr neugierig. Aber lassen Sie immerhin hören!"

„Die Zwillinge feiern heute in acht Tagen ihren Geburtstag — den achtzehnten, wie ich vermute. Und die Villa Raguinot wird an diesem Abend der Schauplatz eines großartigen Blumen- und Frühlingsfestes sein."

„Das Sie arrangieren — nicht wahr?"

Ladislaus Osinski verbeugte sich.

„Frau Eugenie hatte die Gnade, mich mit dieser ehrenvollen Aufgabe zu betrauen. Aber ich konnte natürlich die Last nicht allein auf meine schwachen Schultern nehmen. Die Regie der lebenden Bilder hat Herr Erich Andersson übernommen."

Ihre Augen begegneten sich, und in den sanften, dunklen Madonnenbrauen Irènes zuckte es merklich.

„Sie hatten vielleicht sogar auf meine Mitwirkung bei diesen lebenden Bildern gerechnet?"

„Es scheint mir heute schon beinahe undenkbar, sie ohne Sie zu stande zu bringen."

„Und Herr Andersson? Ist er von Ihren Wünschen und Absichten unterrichtet?"

„Ich gedachte ihn mit der Freudenbotschaft Ihrer Zusage zu überraschen."

„So haben Sie sich leider in Ihrer Erwartung betrogen. Denn ich werde so wenig in Ihren lebenden Bildern stehen, als ich auf irgend eine andere Art dazu beitragen werde, den Triumph der holdseligen Zwillinge zu vermehren."

Ladislaus Osinski machte ein bedauerndes Gesicht.

„Schade! Wir brauchten also eigentlich nicht weiter davon zu reden. Nur gegen die irrtümliche Auffassung, daß ich Ihre Anwesenheit gewünscht hätte, um den Triumph der Zwillinge zu erhöhen, möchte ich mich doch noch verwehren. Im Grunde war es nämlich ungefähr das Umgekehrte, was mir als Ziel vorschwebte. — Aber da Sie sich für Herrn Andersson überhaupt nicht mehr interessieren —"

„Was heißt das? Was hat Erich Andersson mit den Fräulein Raguinot zu schaffen?"

„Hm! Das ist wieder eine sehr delikate Frage. Sie wissen doch, daß er die Zwillinge gemalt hat?"

„Gewiß! Man konnte es ja in allen Zeitungen lesen."

„Und Sie wissen vielleicht auch, daß zu einem solchen Bilde viele Sitzungen nötig sind — lange Sitzungen im Atelier des Künstlers, bei denen sich, weil man doch nicht immer stumm bleiben kann, naturgemäß gewisse — wie soll ich es nennen? — gewisse Beziehungen zwischen dem Maler und seinem Modell entwickeln."

„Es waren in diesem Falle zwei Modelle, wie ich denke."

„Ja. Aber Fräulein Marguerite kommt nicht in Frage. Es scheint, ihre Haarfarbe und ihr Temperament sind weniger nach des Herrn Andersson Geschmack."

„Wollen Sie damit sagen, daß er — daß er in Blanche Raguinot verliebt ist?"

„Ja, das ungefähr wollte ich sagen."

Irènens Antlitz blieb unbeweglich. Nur ihr Atem ging schneller, und ihre schlanken Finger drückten das Taschentuch, das sie in der Hand hielt, fester zusammen.

„So wird also das schöne Heiratsprojekt des Fürsten Rasumin kläglich zu Wasser werden?"

„Wenn man den Dingen ihren Lauf läßt — vielleicht! In der Tat, es ist jammerschade, Fräulein Irène, daß Sie sich durchaus nicht entschließen können, das Haus der Frau Raguinot zu besuchen und in den lebenden Bildern mitzuwirken. Ich hatte mir schon einige so hübsche Sachen für Sie ausgedacht."

Die Tochter Salazats blieb ihm die Antwort schuldig, und Ladislaus Osinski unterhielt sich während des langen Schweigens damit, behaglich die Spitzen seiner schmalen Lackstiefel zu betrachten. Als er dann aber auf

seine Uhr sah, wie wenn er willens sei, aufzubrechen, fragte Irène:

„Und sind Sie ganz sicher, daß man mich bei den Raguinots nicht mit scheelen Blicken ansehen, daß man mich nicht wie einen unwillkommenen Eindringling behandeln würde?"

„Welche Befürchtung! Frau Eugenie ist die liebenswürdigste Dame, und die Zwillinge sind die besterzogenen kleinen Mädchen von der Welt. Daß man insgeheim ein wenig eifersüchtig auf Sie sein würde, ist allerdings nicht unmöglich. Aber man wird es Sie nicht merken lassen — dafür will ich jede Bürgschaft übernehmen."

„Und wann würde ich die Einladung erhalten?"

„Sie ist bereits unterwegs. Und die Damen Raguinot werden morgen ihre Karten bei Ihnen abgeben lassen, wenn ich ihnen die Mitteilung überbringen darf, daß Sie zusagen."

„Zu den lebenden Bildern werden auch Proben notwendig sein?"

„Natürlich! Sowohl Proben als Kostüme — schöne und verführerische Kostüme, über die Sie aus dem Munde des Herrn Erich Andersson wohl schon morgen das Nähere erfahren würden."

„Und es ist notwendig, daß ich mich auf der Stelle entscheide?"

„Sie müssen selbst einsehen, mein liebes Fräulein, daß wir keine Zeit mehr zu verlieren haben."

„Nun wohl, so nehme ich an."

Ladislaus Osinski beugte sich zu ihr herüber und küßte ihre Hand.

„Ich danke Ihnen im Namen des Hauses Raguinot und des beneidenswerten Publikums der lebenden Bilder."

Er hatte es mit einemmal gar nicht mehr eilig. Es war, als wisse er, daß Irène Salazat noch einige weitere Fragen an ihn richten würde, und als wollte er durch sein Verweilen andeuten, daß er bereit sei, Rede zu stehen. Aber sie sprach ein paar Minuten lang von anderen gleichgültigen Dingen, bis sie plötzlich, als er wieder zu dem Bilde hinübersah, im Tone eines beiläufigen Einfalles hinwarf:

„Was Sie da von Erich Andersson und Blanche Raguinot sagten, ist natürlich nur eine Vermutung?"

„Man hat mich ins Vertrauen gezogen, das ist richtig. Und ich habe bisher nicht bemerkt, daß sie sich umarmt und geküßt hätten. Da sie einander aber bei jeder Bewegung im Salon der Frau Raguinot ihre Liebe mindestens dreimal in der Minute mit den Augen gestehen, so war es für einen leidlich guten Beobachter beinahe unmöglich, das Geheimnis der Liebe zu ignorieren."

„Und Ihr Fürst? Kann er es gleichgültig mit ansehen?"

Osinski seufzte, und es war diesmal kein theatralischer, sondern ein ganz aufrichtiger Seufzer.

„Ach, mein liebes Fräulein! Dieser Nikifor Iwanowitsch bereitet mir schwere Sorgen, denn er ist bei all seiner scheinbaren Gleichgültigkeit und Nachgiebigkeit der unberechenbarste aller Menschen. Und ich habe eine unverzeihliche Torheit begangen, als ich ihn in das Haus der schönen Frau Gabrielle einführte."

„Meinen Sie Frau de Versigny — Erich Anderssons berühmte „Dame in Schwarz"?"

„Jawohl — dieselbe! Seitdem sie bei ihrer ersten Begegnung die für alle Beteiligten in gleichem Maße überraschende Entdeckung gemacht haben, daß es Fürst Rasumin war, der die schöne Frau auf seinen Armen aus dem brennenden Wohltätigkeitsbazar getragen, scheinen sie wie mit einer eisernen Kette aneinandergeschmiedet. Und Nikifor Iwanowitsch verschwendet alles, was er an Geist und Liebenswürdigkeit noch besitzt, an sie, während er für die allerliebste kleine Raguinot nur seine schwermütigsten Blicke und seine schläfrigste Miene übrig hat. Durch solche Mittel aber fängt man viel leichter eine „unverstandene“ Frau als ein ahnungsloses junges Mädchen. Und mir würde ernstlich bange werden um unsern Erfolg, wenn ich mich nicht auf Frau Eugeniens mütterliche Autorität und“ — er neigte sich wieder zu ihr herüber — „ein wenig auch auf Sie, meine verehrte junge Freundin, verließe.“

Irène hielt es für angezeigt, seine letzten Worte zu überhören.

„Kennen Sie den tragischen Konflikt in der Ehe des Herrn de Versigny?“ fragte sie.

„Ja, Graf Bourmont hat mir in einer schwachen Stunde Andeutungen darüber gemacht, da mir das sonderbare Verhältnis auffiel, in dem die beiden Gatten zueinander zu stehen schienen.“

„Hat er Ihnen auch gesagt, in wie hohem Maße er selbst an diesem Verhältnis interessiert ist?“

Osinsky schüttelte den Kopf.

„Nun, so will ich es Ihnen mitteilen, obwohl mein Vater mir die Indiskretion vielleicht verübeln wird. Aber ich fürchte, daß Graf Bourmont den Fürsten für seine egoistischen Zwecke mißbrauchen will. Und es

könnte das Heiratsprojekt mit dem Fräulein Raguinot doch ernstlich gefährden, wenn es ihm gelänge."

„Sie machen mich neugierig, und ich bitte Sie, mir nichts zu verschweigen. Ihres Vaters Interessen stimmen ja hier vollständig mit den meinigen überein."

„Nun denn, dieser Graf Bourmont ist heute nichts weiter als ein Bettler, ein Schmarotzer, der von den Wohltaten seiner Tochter und seines Schwiegersohnes ein verlogenes Dasein fristet. Aber er kann morgen der Besitzer einer Million sein, und seit Monaten arbeitet mein Vater daran, ihn dazu zu machen."

„Ah, wie interessant! Und von welchem Stern, wenn es erlaubt ist, zu fragen, soll diese Million herabfallen?"

„Es handelt sich darum, eine Scheidung seiner Tochter herbeizuführen. Als Herr de Versigny sich vor einigen Jahren um die Comtesse Bourmont bewarb, muß er sie wohl bis zum Wahnsinn geliebt haben. Denn nur so ist es zu erklären, daß er einen Vertrag unterschrieb, wie ihn der Graf zur Bedingung für seine väterliche Zustimmung gemacht hatte. Herr de Versigny verpflichtete sich nämlich, seiner Frau für den Fall einer Scheidung eine Abfindung von einer Million zu zahlen, wenn die Trennung durch *sein* Verschulden herbeigeführt würde — und die Hälfte dieser Summe im anderen Falle."

„Ach, dieses letzte ist unmöglich. Kein Mensch mit gesunden Sinnen unterschreibt einen so ungeheuerlichen Vertrag."

„Herr de Versigny ist eben ein Dichter," sagte Fräulein Irène mit sarkastischem Lächeln. „Und mein Vater hat das Dokument nicht nur mit eigenen Augen gesehen, sondern er hat es auch durch einen unserer ersten Rechts-

anwälte prüfen lassen und hat von ihm die Versicherung erhalten, daß es nach Form und Inhalt ganz unanfechtbar sei."

„Aber dann liegen ja für den Grafen die Dinge so günstig als möglich. Die Ehe ist eine ausgesprochen unglückliche, und man sollte meinen, daß beide Teile mit einer Trennung wohl zufrieden sein müßten."

„Es scheint doch, daß sie sich nicht dazu entschließen können. Graf Bourmont ist allerdings der Ansicht, daß es nur noch irgend eines geringfügigen äußeren Anlasses bedürfe, um die Katastrophe herbeizuführen. Aber seine Erwartungen haben sich bis jetzt nicht erfüllt."

„Nach dieser Richtung hin also gehen die Bemühungen Ihres Herrn Vaters, den Grafen zu einem reichen Manne zu machen?"

„Bourmont schuldet ihm viel Geld, deshalb muß mein Vater wohl oder übel darauf bedacht sein, ihm zu einigem Vermögen zu verhelfen. Seit Monaten läßt er Herrn de Versigny beobachten, und ein Detektiv des von ihm beauftragten Instituts unterhält schon seit geraumer Zeit zärtliche Beziehungen zu einer Dienerin des Hauses. Es gibt keinen Brieffetzen im Papierkorb des Herrn de Versigny, von dessen Inhalt wir nicht durch jenen Agenten Kenntnis erhielten. Aber das Ergebnis ist kläglich, Frau Gabrielles Gatte läßt sich durchaus nichts zu Schulden kommen, was ein Scheidungsgrund abgeben könnte."

„Ah, ich fange an zu verstehen! Da er die ganze Million nicht haben kann, ist Graf Bourmont geneigt, schlimmsten Falles auch mit der halben vorlieb zu nehmen und den Scheidungsgrund nicht mehr auf Seiten seines Schwiegersohnes, sondern auf Seiten seiner Tochter zu suchen. Ein vorurteilsloser Herr, dieser

Graf — das muß man sagen! Aber würde Frau Gabrielle wirklich naiv genug sein, erst ihren guten Ruf zu opfern und ihm dann auch noch den Preis dieses Opfers zu überlassen?"

„Die Zahlung der Abfindungssumme muß zu seinen Händen erfolgen — so steht es in dem Vertrage. Und wenn Sie jetzt die Wahrnehmung machen sollten, daß er den Verkehr des Fürsten Rasumin mit seiner Tochter begünstigt, so wissen Sie, um welches höheren Zweckes willen es geschieht."

„Ich danke Ihnen für den wertvollen Fingerzeig, mein teures Fräulein," sagte Osinski, der eine recht nachdenkliche Miene angenommen hatte. „Und ich werde ihn jedenfalls zu nutzen wissen. — Nun aber muß ich mich mit blutendem Herzen losreißen, denn eine wichtige Verabredung ruft mich unerbittlich von hinnen. Auf Wiedersehen also im Hause Raguinot bei den Proben der lebenden Bilder!"

Er verabschiedete sich mit ritterlichem Handkuß. Aber als er die Treppe hinabstieg, kam ihm keuchend und pustend der dicke Herr Salazat entgegen. Er wollte ihn durchaus veranlassen, noch einmal mit ihm umzukehren, da er, wie er sagte, eine Menge von geschäftlichen Angelegenheiten zu besprechen hatte; Osinski aber machte auch hier die Wichtigkeit seiner Verabredung geltend und ließ sich nur Zeit zu fragen:

„Da Sie mit dem Hauptmann Pierre de Sabran in einer geschäftlichen Verbindung gestanden haben, so ist seiner Zeit wahrscheinlich auch ein Briefwechsel zwischen Ihnen und ihm geführt worden. Befinden sich seine Briefe noch in Ihrem Besitz?"

„Ich weiß wirklich nicht mehr, ob er jemals an mich geschrieben hat! Etwas für ihn Kompromittierendes,

das sich vielleicht noch jetzt gegen ihn ausnutzen ließe, hat aber sicherlich in keinem seiner Briefe gestanden."

„Es geschieht auch nicht deshalb, daß ich irgend etwas Handschriftliches von ihm haben möchte, der Inhalt ist mir vollständig gleichgültig, und ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich die Briefe keinem Menschen zeigen, sondern sie Ihnen nach einigen Tagen unversehrt wieder einhändigen werde. Aber es liegt mir viel daran, daß Sie meinen Wunsch schnell erfüllen. Da Sie als ein vorsichtiger Mann doch sicherlich jede geschäftliche Korrespondenz sorgfältig aufheben, unterliegt es keinem Zweifel, daß Sie unter Ihren alten Skripturen das Gesuchte finden werden, und wäre es auch nur in Gestalt irgend eines kleinen Zettels. Ich werde mich morgen früh einfinden, um das Ergebnis Ihrer Nachforschungen entgegenzunehmen. Und bei diese mAnlaß könnten wir dann ja auch über unsere anderen Angelegenheiten reden."

Damit mußte sich Herr Ambroise Salazat vorläufig begnügen, und nach einer Stunde saß er wirklich vor einem gewaltigen Stoße von Briefschaften, um im Schweiße seines Angesichts nach irgend welchen Aufzeichnungen von der Hand des Leutnants Pierre de Sabran zu suchen.

Ende des ersten Bandes.

Spinnennetze.

Roman

von

Reinhold Ortmann.

Zweiter Band.



Berlin W. 9.
Globus Verlag
G. m. b. H.

Elftes Kapitel.

Es war fünf Tage vor dem Geburtstage der Zwillinge, an einem herrlichen, sonnigen Morgen, als Rasumin und Osinski auf dem Verdeck eines jener kleinen, flinken Omnibus-Dampfboote standen, die den Verkehr auf der Seine vermitteln, und deren sich der Pariser für seine Ausflüge in die schöne Umgebung der Hauptstadt so gern bedient.

Unter ihren langen Überröcken trugen die beiden Herren das elegante Sportkostüm, das für Radfahrer der oberen Gesellschaftskreise als die letzte Modeneuheit galt, und namentlich die hohe Gestalt des Fürsten, der seinen Ulster nur lose über die Schultern geworfen hatte, erschien in diesem kleidsamen Anzuge noch ritterlicher und stolzer. Er war ernst und schweigsam wie immer, so lange nicht die Geister des Weines oder ein Rausch von anderer Art seine Zunge gelöst hatten, und mit müder, gleichgültiger Miene ließ er alle die Herrlichkeiten der Seineufer an sich vorübergleiten, das Marsfeld mit seinem himmelan strebenden Eiffelturm und den Kuppeln seiner fertigen oder noch im Bau befindlichen Ausstellungspaläste, die langgestreckte Schwaneninsel mit ihrer Riesenstatue der die Welt erleuchten-

den Freiheit und weiter draußen die malerischen Höhen von Meudon mit dem großen Waisenhause von Pleury.

Auf die Reden seines lebhafteren Begleiters hatte er nur selten eine karge, einsilbige Erwiderung, und es schien, daß er sie zum guten Teil vollständig überhörte. Da, als in der Ferne die waldigen Hügel von St. Cloud vor ihnen auftauchten, konnte Ladislaus Osinski sich nicht enthalten, zu sagen:

„Sie sind schlecht gelaunt, mein Fürst! Aber es ist hoffentlich nicht Ihre Absicht, sich auch den Damen Raguinot von dieser so überaus unterhaltenden und liebenswürdigen Seite zu zeigen, Sie wissen, daß es gilt, Frau Eugenie bei guter Stimmung zu erhalten.“

Nikifor Iwanowitsch blickte auf, als sei er aus dem tiefsten Schlummer geweckt worden.

„Bei guter Stimmung?“ wiederholte er. „Weshalb?“

„Diese Frage sieht Ihnen ähnlich. In der Tat, mein Fürst, man muß zuweilen ein wenig Geduld mit Ihnen haben. Noch einmal also, und ich bitte um Ihre geneigte Aufmerksamkeit: Sie müssen die Sache mit Fräulein Blanche spätestens bis zu ihrem Geburtstage ins reine gebracht haben. Frau Raguinot erwartet es so. Und da sie ihre Zeichnung von hunderttausend Francs für unser Unternehmen jederzeit zurückziehen kann, so lange wir mit den Arbeiten noch nicht begonnen haben —“

Nikifor Rasumin unterbrach ihn durch eine abwehrende Handbewegung.

„Haben Sie mir nicht versprochen, mich mit diesen Dingen zu verschonen? Ich verstehe nichts von Geschäften, am wenigsten von solchen, wie sie von Ihnen und von Herrn Salazat geplant werden. Ich habe Ihnen

gestattet, sich meines Namens zu bedienen, und habe mich dadurch stillschweigend verpflichtet, zu allem, was Sie sagen, mit dem Kopfe zu nicken wie eine Marionette. Damit aber ist es genug, und ich möchte wenigstens, wenn wir miteinander allein sind, Ruhe haben vor Ihrem Eispalast und all den anderen Tollheiten."

„Ich spreche auch nicht von dem Eispalast, sondern von Fräulein Blanche Raguinot, und davon, daß Sie ihr spätestens in fünf Tagen Ihren Antrag machen müssen."

„Und wenn ich Ihnen nun antworte, daß es unmöglich ist? Daß ich mich außer stande fühle, um dies Mädchen zu werben?"

„Die Möglichkeit einer solchen Erwiderung brauchen wir schon deshalb nicht in Betracht zu ziehen, mein Fürst, weil Sie sich gegen Salazat und gegen mich in dieser Sache bereits mit Ihrem Ehrenworte gebunden haben."

„Aber ich kann durch dies übereilte Versprechen doch unmöglich verpflichtet werden, ein Mädchen zu heiraten, das ich nicht liebe, und das an meiner Seite nur sehr unglücklich werden könnte."

„Pah! Das eine wird sich finden, und das andere ist doch noch keineswegs gewiß. Sie werden sie ja nicht schlagen."

„Als ich Ihnen jene Zusage gab, hatte ich Blanche Raguinot nur ein einziges Mal flüchtig gesehen. Jetzt aber kenne ich sie genau und weiß, daß sie ein tausendmal besseres Schicksal verdient hat als das, was ich ihr zu bieten vermöchte. Was ich da an ihr begehen soll, ist nicht viel weniger als ein Verbrechen."

„Wie beredt Sie mit einemmal geworden sind, mein Fürst!" unterbrach ihn Osinski mit fühlbarer

Ironie. „Und wie poetisch! Seit wann, in aller Welt, sind Sie von einer so peinlichen Gewissenhaftigkeit gegenüber dem schönen Geschlecht?“

„Blanche Raguinot ist nicht wie die anderen, an die Sie denken. Aber ich begreife wohl, daß Sie kein Verständnis für die Heiligkeit einer Kinderunschuld und einer reinen, unberührten Mädchenseele haben.“

„Sehr wenig — das gebe ich zu. Und wenn Blanche Raguinot heute noch nicht ist wie die anderen, so wird sie es doch in einigen Monaten oder ganz gewiß in einem Jahre sein. Eine einzige Pariser Saison ist mehr als hinreichend, um den holden Blütenstaub von den zarten Schmetterlingsflügeln zu streifen. Und es ist am Ende gleichgültig, ob ihr die große Enttäuschung von Ihnen zugefügt wird oder von irgend einem andern, den Frau Eugenie ihr zum Gatten bestimmt. Aber ich will Ihnen ein Wörtchen im Vertrauen sagen, mein Fürst! Es sind in Wahrheit gewiß nicht diese überfeinen Gewissensskrupel, die Sie mit einemmal so bedenklich gemacht haben, sondern es sind die schönen, schwermütigen Augen der Frau von Versigny. Und gerade, weil ich das sehr gut weiß, bestehe ich darauf, daß Sie Ihr Versprechen unverzüglich einlösen.“

Die Brauen des Fürsten zogen sich zusammen, und er richtete einen düsteren Blick auf den Polen, den er beinahe um Haupteslänge überragte.

„Ich gestatte Ihnen nicht, in solchem Ton von dieser Dame zu sprechen, wie ich niemandem gestatten werde, ihre Ehre anzutasten.“

Ladislaus Osinski aber ließ sich nicht so leicht einschüchtern. Und Nikifor Iwanowitsch war vielleicht der letzte, ihm durch eine derartige Haltung zu imponieren.

„Ah, wer denkt daran!“ sagte er leichthin, während wieder das fatale, sarkastische Lächeln um seine Mundwinkel zuckte. „Frau Gabrielle ist natürlich eine Dame von zweifelloser Tugend. Und ich für meine Person bin sehr weit davon entfernt, Ihren Verkehr mit der Gemahlin des Herrn de Versigny bedenklich zu finden. Aber es ist leider nicht jeder so harmlos wie ich, und es wird deshalb unter allen Umständen gut sein, daß Sie durch Ihr Verlöbnis mit Fräulein Blanche jedem müßigen Gerede vorbeugen. Später können Sie der schönen Frau ja nach Belieben huldigen, und ich verspreche Ihnen feierlich, daß ich mich niemals darum kümmern werde.“

Das Geräusch der rückwärts arbeitenden Schiffsschraube machte die Antwort des Fürsten unverständlich. Und wenige Stunden später hatte der Dampfer seine Landungsstelle an der Brücke von St. Cloud erreicht. Die beiden Herren betraten das Ufer, und fast in dem nämlichen Augenblick rollte aus der Richtung von Paris her der prächtige Landauer der Frau Raguinot auf die Place d’Armes, von der sich die beiden in den Park und zum Schlosse führenden Avenue abzweigen.

Frau Eugenie, die neben Blanche im Fond saß, winkte den Kavalieren grüßend zu, und als die Equipage vor dem Café du Château hielt, waren Rasumin und Osinski bereits am Schlage, um den Damen beim Aussteigen behilflich zu sein.

In ihren dunkelblauen Radlerinnen-Kostümen, die nur bis zu den zierlichen Knöcheln herabfielen, sahen die Zwillinge fast noch anmutiger aus als in den weißen Kleidern, die sie auf Erich Anderssons Bilde trugen. Und auch Frau Eugeniens üppigere Gestalt nahm sich in dem knappen Sportanzuge gar nicht übel aus.

„Es wäre uns um ein Haar unmöglich gewesen, die Verabredung innezuhalten,“ plauderte sie, während sie am Arm des Fürsten der Stelle zuschritt, wo der vorausgesandte Diener mit den fünf Fahrrädern wartete. „Blanche, die sonst so gesund ist wie ein Fisch im Wasser, bekam nach der gestrigen Probe zu den lebenden Bildern einen richtigen Migräne-Anfall, den sie auch heute früh noch nicht überwunden hatte. Aber zum Glück fand sich Doktor Bourillot eben rechtzeitig ein, um uns über die Natur des Leidens zu beruhigen und ihr als bestes Heilmittel die frische Luft zu empfehlen. Da ließen wir dann natürlich ihre Einwände nicht mehr gelten, und ich bin ganz sicher, daß dieser kleine Ausflug sie vollständig wiederherstellen wird.“

Rasumin streifte das Antlitz des jungen Mädchens, das an Osinskis Seite ging, mit einem forschenden Blick, und er sah, daß trotz des von der Frühlingsluft erzeugten rosigen Hauches auf ihren Wangen leichte Schatten unter ihren Augen lagen.

„Vielleicht aber ist eine weitere Ausdehnung der Partie doch zu anstrengend für das gnädige Fräulein,“ sagte er. „Und wir beschränken uns lieber auf einen Spaziergang im Parke oder auf kurze Rast in einem der Restaurants.“

Dagegen aber legte Marguerite mit großer Lebhaftigkeit Verwahrung ein.

„Nein, nein, wir sind gekommen, um zu radeln — recht weit — so weit als möglich. Das ist viel zuträglicher als so ein langweiliger Spazierweg. Nicht wahr, meine liebe, einzige Blanche?“

Die Schwester nickte mit einem etwas matten Lächeln Zustimmung, und die kleine Gesellschaft machte

sich, von der gaffenden Straßenjugend St. Clouds weidlich angestaunt, zur Abfahrt bereit.

„Wir nehmen die Richtung nach Marly und St. Germain," erklärte Marguerite mit einer Bestimmtheit, die von vornherein jeden Widerspruch ausschloß, und ohne erst eine Meinungsäußerung der anderen abzuwarten, setzte sie sich an die Spitze des Zuges. Sie übte den erfrischenden, nervenanregenden Sport offenbar nur um seiner selbst willen, und an einem Geplauder während der Fahrt war ihr anscheinend nichts gelegen, da sie allen Versuchen Osinskis, sich in ihrer Nähe zu halten und eine muntere Unterhaltung zu zweien in Fluß zu bringen, nur eine vermehrte Geschwindigkeit und ein beharrliches Schweigen entgegensetzte.

Auch als er ihr bittend zurief, das Tempo ihrer Fahrt ein wenig zu mäßigen, weil sie die anderen zu weit hinter sich zurückließen, erhielt er keine Antwort, und es war vielmehr unverkennbar, daß ihre schmalen Füßchen noch schneller arbeiteten als zuvor.

Da preßte er wie in aufsteigendem Zorn die Lippen zusammen, und in seinen Augen, die unverwandt an der schlanken, in ihrer lebhaften Bewegung doppelt anmutigen Mädchengestalt vor ihm hingen, war ein heißes, begehrliches Funkeln gleich dem Glitzern in den Augen einer sprungbereiten Katze. Tief über die Lenkstange gebeugt, verdoppelte er seine Anstrengungen, um den reizenden Flüchtling einzuholen. Aber sie wandte ein wenig das Köpfchen, wie um die Entfernung zwischen sich und ihm zu messen, und dann flog sie pfeilschnell davon, während deutlich ein leises, spöttisches Lachen an das Ohr ihres Verfolgers klang.

Osinski war blaß geworden vor Ärger. Vernahm er das helle, übermütige Lachen doch heute nicht zum

erstenmal! Schon vor einigen Tagen hatte er es in der Villa Raguinot hören müssen, als er ein kurzes Alleinsein mit Marguerite benutzen wollte, um aus dem bisher angeschlagenen galanten Plauderton in den eines ernsthaften Bewerbers zu verfallen. Marguerite hatte ihn erst mit ihren unbefangenen braunen Augen wie in höchstem Erstaunen angesehen, und da seine Worte und seine Blicke noch kühner geworden waren, hatte sie hell und spöttisch aufgelacht wie jetzt, um im nächsten Moment zu den anderen im Nebenzimmer versammelten Gästen zurückzukehren, von denen er sie durch ein geschicktes Manöver getrennt hatte.

Ladislaus Osinski aber war nicht der Mann, das Scheitern oder Gelingen seiner Pläne von den Launen eines Kindes abhängig zu machen. Er war ebenso fest entschlossen, das holde Geschöpf für sich zu gewinnen, als er sich vorgesetzt hatte, die Verbindung zwischen ihrer Schwester und dem Fürsten zu stande zu bringen, und er hatte seine Geschicklichkeit in der Kunst, Frauenherzen zu erobern, viel zu oft erprobt, als daß er sich durch die bisherige, so wenig ermutigende Aufnahme seiner Huldigungen hätte abschrecken lassen. Gerade heute wollte er die neuliche Niederlage wettmachen, und die Rücksichtslosigkeit, mit der Fräulein Marguerite ihn abermals behandelte, stachelte sein Verlangen, sie trotz ihres Widerstrebens in den Bann seiner Persönlichkeit zu zwingen, bis zu leidenschaftlichster Glut.

Daß ihre Laune sie bereits weit aus dem Gesichtsfeld der anderen entfernt hatte, war ihm eben recht. Und er war ein hinreichend erfahrener Radler, um zu wissen, daß er sie trotz ihrer Anstrengungen schließlich einholen würde. Mit Genugtuung nahm er wahr, daß sich denn auch in der Tat schon nach verhältnißmäßig kurzer Zeit

der Abstand zwischen ihnen wieder zu verringern begann. Und bereits glaubte er den Augenblick berechnen zu können, in welchem er an ihrer Seite sein würde, als er eine heftige Erschütterung verspürte und sich nur noch durch einen raschen, geschickten Sprung vor dem Sturz zu bewahren vermochte.

Ein Blick überzeugte ihn, daß die Kette seines Rades gerissen war, und daß er an eine Fortsetzung der Fahrt zunächst nicht mehr denken konnte. Er rief den Namen des Fräulein Raguinot, um sie zum Halten zu veranlassen; aber sie hörte ihn nicht oder wollte ihn nicht hören. Noch eine Minute lang sah er ihr lustig wehendes Kleid zwischen den Stämmen, dann war sie seinen Blicken entschwunden.

Zwölftes Kapitel.

Marguerite hatte bei ihrer seltsamen Flucht nicht nach irgend einem vorbedachten Plane, sondern lediglich nach den Eingebungen des Augenblicks gehandelt, wie sie es zu Miß Otkins stillem und lautem Kummer leider nur allzu häufig tat. Im Vollgefühl ihrer jugendlichen Kraft und Geschicklichkeit war sie den anderen vorausgeeilt, willens, sie an irgend einem hübschen Punkte zu erwarten. Und erst, als sie erkannte, daß sie gezwungen sein würde, diese Zeit des Wartens in Ladislaus Gesellschaft zu verbringen, hatte sie ihre Absicht geändert.

Denn die Gesellschaft des Polen war ihr zuwider, und seit dem Augenblick ihrer ersten Begegnung hatte sie eine nicht zu besiegende, fast instinktive Abneigung gegen ihn empfunden. Ein Gefühl des Mißvergnügens, das sich bis zu wirklicher Beklemmung steigern konnte, schnürte ihr jedesmal das Herz zusammen, wenn sie ihn eintreten sah, und sie mußte oft ihre ganze Selbstbeherrschung aufbieten, um ihn nicht gar zu deutlich merken zu lassen, welcher Art die Empfindungen waren, die er ihr einflößte. Je häufiger sie im Hause ihrer Mutter mit ihm zusammentraf, desto unangenehmer erschien ihr der Ausdruck seiner hübschen Züge, und desto abstoßender berührte sie der unter den halb gesenkten Lidern auf sie gerichtete, begehrliche Blick seiner Augen.

Da sie aber keinen wirklichen Grund für diesen so stark ausgeprägten Widerwillen hätte angeben können, hatte sie ihrer Mutter und ihrer Schwester gegenüber bisher kaum davon gesprochen, um so weniger, als sie

fürchten mußte, bei Frau Eugenie mit einer derartigen Bemerkung ebenso übel anzukommen, wie Blanche mit einer ähnlichen Äußerung, die sich auf den Fürsten Rasumin bezogen hatte, angekommen war. Sie begnügte sich also, ihn so wenig entgegenkommend als möglich zu behandeln, und meinte, daß er es unter solchen Umständen doch mit der Zeit müde werden müsse, sich mit ihr zu beschäftigen.

Heute aber wollte sie sich unter keinen Umständen ihre rosige Laune durch ihn verderben lassen; denn diese gute Laune hatte eine ganz besondere Ursache, und es war keineswegs ein bloßer Zufall gewesen, daß sie der Gesellschaft die Richtung nach Marly und St. Germain als Marschroute aufgenötigt hatte. Der Hauptmann Pierre de Sabran hatte ihr vor einigen Tagen gesprächsweise gesagt, daß er an dienstfreien Vormittagen nach St. Germain und von da über Marly und St. Cloud nach Paris zurück zu reiten pflege. Und sie wußte, daß er heute einen dienstfreien Vormittag hatte. Natürlich hätte sie sich's um keinen Preis selbst zugestanden, daß es die Hoffnung auf eine „zufällige" Begegnung war, die sie in eine so glückliche Stimmung versetzte, denn der Hauptmann war ja nach ihrer Meinung für sie nichts weiter als ein guter Freund und lustiger Kamerad, mit dem sich's hundertmal besser plaudern ließ als mit irgend einem andern Herrn ihrer Bekanntschaft — ein liebenswürdiger, unterhaltender Gesellschafter und ohne allen Zweifel der beste Mensch unter der Sonne. Daß sie ihn nebenbei auch ausnehmend hübsch fand, und daß jeder gelegentliche Vergleich seiner Persönlichkeit mit der eines anderen Kavaliers unbedingt zu seinen Gunsten ausfiel, schien ihr mehr nebensächlich. Und daran, daß sie möglicherweise in ihn verliebt sein könnte, hatte sie

bis jetzt wirklich noch keinen Augenblick gedacht. Sie wäre entrüstet gewesen, wenn jemand sie in dem Verdacht gehabt hätte, daß sie vorhin den Vorschlag des Fürsten nur deshalb bekämpft habe, um nicht der erhofften „zufälligen" Begegnung mit Pierre de Sabran verlustig zu gehen — und daß es etwa gar eine sehnsüchtige Ungeduld gewesen sei, die den Lauf ihres rollenden Stahlrößleins gar so sehr beschleunigt habe. Aber sie lugte trotzdem recht angelegentlich nach einem vielleicht von Marly daherkommenden Reiter aus, und alle ihre Gedanken waren bei Pierre de Sabran.

Sie hatte Osinskis Mißgeschick recht wohl bemerkt und seinen Zuruf gehört; aber es fiel ihr nicht ein, sich darum zu kümmern; da sie den Weg zu kennen glaubte, fuhr sie frisch darauf los, ganz erfüllt von dem unschuldigen Glücksgefühl, wenigstens für eine kleine Weile allen beobachtenden Blicken und allen stummen oder lauten Zurechtweisungen entrückt zu sein.

Anfangs begegnete ihr noch hier und da ein Spaziergänger oder ein Reiter — der Rechte war es freilich noch immer nicht — der der hübschen einsamen Radlerin mit wohlgefälligen Blicken nachschaute. Bald aber wurde die feierliche Stille des ganz von lichtem Frühlingsgrün erfüllten Waldes um sie her von keinem Menschentritt und keinem Hufschlag mehr unterbrochen. Nur die kleinen Vögel zwitscherten über ihr in den jungbelaubten Zweigen, und in tiefen Zügen sog Marguerite die linde, würzige Lenzesluft in ihre Brust, wie wenn es der köstliche Hauch der Freiheit wäre, den sie da atmen durfte.

Als sich von der breiten, schön gehaltenen Hauptallee dort, wo sie sich zu einem weiten Bogen krümmte, ein anscheinend näherer Reitweg abzweigte, zögerte die

junge Radlerin keinen Augenblick, in diesen einzulenken, und auch die unsanften Stöße, die sie nun von den Baumwurzeln und von anderen im Wege liegenden Hindernissen empfing, konnten sie nicht wieder zur Umkehr bewegen. Sie lachte nur hell und lustig auf, wenn sie hier und da einmal nahe daran gewesen war, aus dem Sattel geworfen zu werden, und in hellem Übermut verschränkte sie zuletzt sogar die Arme über der Brust, wie sie es auf dem glatten, gefahrlosen Asphalt des Velodrom so oft getan hatte.

Da plötzlich erhielt ihre Maschine einen Stoß, der heftiger war als alle früheren, und auf den sie nicht hinlänglich vorbereitet gewesen war. Bei all' ihrer Gewandtheit fand sie nicht mehr Zeit genug, auf die Füße zu springen, sondern sie wurde vielmehr in weitem Bogen aus ihrem Sitz geschleudert. Und die im Fallen unwillkürlich ausgestreckten Hände konnten nicht hindern, daß ihr nur durch die leichte runde Mütze geschütztes Köpfchen hart gegen den scharfkantigen Stumpf eines abgehauenen Baumes schlug.

Sie gab keinen Laut des Schreckens oder des Schmerzes von sich; aber sie stand auch nicht wieder auf. Und die kleinen Vögel droben in den Zweigen lugten mit neugierigen, verwunderten Augen auf die schöne junge Menschengestalt, die so still und regungslos auf dem moosigen Waldboden lag. — —

Zehn Minuten später scheuchte das rasch näherkommende Getrappel eines galoppierenden Pferdes die gefiederten Sänger von ihren luftigen Sitzen auf, und betroffen parierte Pierre de Sabran bei dem unerwarteten Anblick seinen Braunen. Er war in bürgerlicher Kleidung, wie immer, wenn er einen seiner weiten Spazierritte in der Umgebung von Paris machte; aber

er hatte seine soldatische Entschlossenheit nicht zugleich mit dem Soldatenrock ausgezogen, und blitzschnell war er aus dem Sattel, um der verunglückten Radlerin beizustehen. Vrsichtig hob er das verletzte Köpfchen empor, und ein lauter Schreckensruf kam von seinen Lippen. Denn erst als er in das anmutige, blasse Gesichtchen blickte, hatte er sie erkannt.

„Marguerite!“ rief er. „Um Gottes willen, liebe Marguerite — was ist mit Ihnen geschehken?“

Die geschlossenen Lider zuckten, und gleich darauf waren zwei große, braune Augen mit verwirrtem und erstauntem Blick auf den Hauptmann gerichtet.

„Wo bin ich?“ fragte sie. „Was hat das alles zu bedeuten?“

Sie war unwillkürlich mit der Rechten nach der schmerzenden Stelle an ihrer Schläfe gefahren; aber sie ließ den Arm gleich wieder sinken, und ihr holdes Antlitz verzog sich zu einem sehr wehleidigen Ausdruck.

„O mein Handgelenk!“ klagte sie. „Ich glaube, es ist gebrochen.“

„Ich hoffe — nein,“ sagte Pierre. „Aber wir werden uns sogleich davon überzeugen.“

Und ohne sie erst um Erlaubnis zu fragen, nahm er ihren Arm, um die Ärmel des Jäckchens und der Bluse ein wenig zurückzustreifen und sehr behutsam einige Manipulationen an dem vermeintlich so schwer verletzten Gliede vorzunehmen.

„Ach!“ rief Marguerite, „Sie tun mir weh!“

Aber sie zog ihren Arm nicht zurück, denn sie mußte doch wohl Vertrauen zu ihm haben. Und ihr betrübtes Gesichtchen wurde mit einemmal ganz heiter, da er nach einer kleinen Weile sagte:

„Nein, gebrochen ist sicherlich nichts — höchstens

eine kleine Verstauchung, von der Sie schon nach wenig Tagen nicht mehr das mindeste spüren. Lassen Sie uns hoffen, daß auch Ihre Kopfwunde nicht gefährlicher sei als dies!"

Und er beugte sich über sie herab, um mit seinem Taschentuche das noch immer schwach rieselnde Blut wegzuwischen. Seine Finger mußten ihre wirren, weichen Löckchen berühren, um die verwundete Stelle freizulegen, und Marguerite wurde bei dieser Berührung feuerrot, wie wenn ihr das Ungewöhnliche und Peinliche ihrer Lage erst jetzt zum Bewußtsein käme.

„O das ist nichts," sagte sie hastig. „Es ist ganz gewiß nichts. Ich fühle ja kaum noch einen Schmerz."

Und noch ehe er mit seiner Untersuchung zu Ende gekommen war, sprang sie behend auf die Füße. Aber die Bewegung war doch wohl zu ungestüm gewesen für ihren augenblicklichen Zustand. Denn es flimmerte ihr vor den Augen; sie wankte und wäre vielleicht außer stande gewesen, sich aufrecht zu halten, wenn nicht Pierre rasch seinen Arm um sie gelegt und sie gestützt hätte.

„Ich danke Ihnen," flüsterte sie beschämt. „Mir wurde mit einemmal so schwindelig. Aber es geht schon vorüber. So — jetzt fühle ich mich wieder ganz sicher."

Er gab sie sofort frei, wenn er auch noch immer mit zärtlich besorgtem Blick in ihren Zügen forschte.

„Und wie sind Sie in diese Lage gekommen, Fräulein Marguerite? Wo ist Ihre Begleitung? Denn Sie können doch unmöglich mutterseelenallein von Paris hierher geradelt sein."

„Nein, Mama und Blanche müssen gleich mit den beiden Herren kommen. Ich war nur ein wenig vorausgefahren, weil ich keine Lust hatte, mich von Herrn Osinski unterhalten zu lassen."

Pierre de Sabran setzte plötzlich eine viel kühlere Miene auf.

„Ah, dieser Herr ist also ebenfalls von der Partie! Dann ist es vielleicht am besten, daß ich den Herrschaften entgegenreite, um sie mit möglichster Beschleunigung zu Ihrem Beistande herbeizuschaffen."

Aber Fräulein Marguerite schien von diesem Vorschlage gar nicht entzückt.

„Sie wollen mich also hier allein lassen, obwohl ich möglicherweise noch einmal ohnmächtig werden könnte? Ein bißchen sonderbar ist mir's nämlich noch immer im Kopfe."

„Dann weiche ich natürlich nicht von Ihrer Seite," rief Pierre in einem Tone, als ob er sie wegen eines schweren Verbrechens um Verzeihung zu bitten hätte. „Aber sind Sie denn auch ganz sicher, daß Ihre Begleiter hierher kommen werden? Wir befinden uns nämlich auf einem Wege, der von Radfahrern niemals und auch von anderen Ausflüglern sehr selten benutzt wird."

„Ja — ist es denn nicht der Weg nach Marly, Herr Hauptmann?"

„O nein! Er führt zu einem am Rande des Waldparks gelegenen Örtchen, nach dem ich immer auf meinen Ritten einen Abstecher mache, weil seine idyllische Abgeschiedenheit in der unmittelbaren Nähe von Paris stets aufs neue einen ganz eigenen Reiz auf mich ausübt."

„Dann ist es freilich schlimm um mich bestellt," sagte Marguerite niedergeschlagen, „denn dann werden sie mich wahrscheinlich hier überhaupt nicht suchen. Und es wird mir wohl nichts anderes übrig bleiben als auf den Weg nach Marly zurückzukehren."

Dagegen aber erhob Pierre sehr entschiedenen Einspruch. Und er hatte guten Grund dazu, denn sie war

noch immer erschreckend bleich, und namentlich die Verletzung an der Hand schien ihr große Schmerzen zu bereiten

„Sie müssen so schnell als möglich in ärztliche Behandlung kommen," erklärte er, „und Gelegenheit finden sich zu erholen. Auf ein baldiges Erscheinen Ihrer Angehörigen ist nicht mit Bestimmtheit zu rechnen. Also müssen Sie sich einstweilen meinem Schutze anvertrauen und mir gestatten, Sie in das nahegelegene Örtchen zu führen, wo wir wahrscheinlich alles finden werden, was wir brauchen."

Marguerite erhob keinen Widerspruch, und nachdem er ihr Fahrrad, das allem Anschein nach ebenfalls eine erhebliche Beschädigung davongetragen, auf dem Sattel seines Pferdes befestigt hatte, faßte der Hauptmann mit der Linken den Zügel und bot Marguerite seinen rechten Arm.

„So! Und nun stützen Sie sich fest auf mich — noch fester! Der Weg ist zum Glück nicht weit."

Ob sie es wirklich beide als ein so großes Glück betrachteten, daß der Weg nicht weit war — man hätte wohl die Gabe besitzen müssen, in ihren Herzen zu lesen, um diese Frage mit einiger Sicherheit zu beantworten. Jedenfalls stützte sich Fräulein Marguerite wirklich sehr fest auf den Arm ihres Begleiters, und er führte sie mit so liebevoller Behutsamkeit, wie nur ein Vater sein krankes Kind hätte führen können. Gesprochen wurde dabei zwischen ihnen nicht gerade viel; aber die Wanderung mußte ihnen trotzdem sehr kurz vorgekommen sein, denn als sie den kleinen Marktplatz der lieblich am Waldrand hingelagerten Ortschaft mit seinem schmucken Kirchlein, seiner behäbigen Mairie und seinem blitzsauberen Wirtshause vor sich sahen, sagte Marguerite:

„Ah, sind wir schon da!"

Und Pierre erwiderte mit einem Ausdruck des Erstaunens:

„Ja, wir sind wahrhaftig schon da.“

Die Kinder schauten verwundert auf das junge Paar und auf das Pferd mit dem Fahrrade. Der freundliche Gastwirt aber, der in der Tür seines Hauses gestanden hatte, und der die Ursache des seltsamen Aufzuges sofort begriff, eilte gefällig die Stufen herab, um das Roß in Empfang zu nehmen.

„Sie müssen sofort nach einem Arzt schicken, guter Freund,“ sagte Pierre. „Es gibt doch hoffentlich einen.“

„Einen Arzt gerade nicht, mein Herr — aber einen Bader, der geschickter ist, als mancher studierte Chirurg.“

„Nun wohl, so schicken Sie nach dem und lassen Sie ihn etwas Verbandzeug mitbringen. Die Dame kann doch ein Zimmer in Ihrem Hause haben und etwas weiblichen Beistand?“

„Gewiß, mein Herr! Ich werde meine Frau und meine Tochter sogleich benachrichtigen. Ihre Frau Gemahlin wird jede Pflege finden, deren sie bedarf.“

In Marguerites Arm zuckte es, als ob sie ihn rasch aus dem ihres Begleiters ziehen wollte; aber der Hauptmann hielt ihn fest. Ohne den zuvorkommenden Wirt über seinen Irrtum aufzuklären, führte er seinen Schützling hinauf und bis an die Schwelle des zu ebener Erde gelegenen Zimmers, dessen Tür von der inzwischen schon herbeigeeilten Wirtin vorsichtig geöffnet worden war.

„Ich muß Sie nun wohl vorläufig den Händen der beiden Hausfrauen und des dörflichen Heilkünstlers überlassen, der hoffentlich der Empfehlung des Wirtes Ehre macht,“ sagte er, indem er ihren Arm freigab. „Drüben in der Gaststube werde ich auf Ihr Wiedererscheinen warten.“

Die braunen Augen streiften mit schüchternem Dankesblick sein Gesicht; dann schlüpfte Marguerite in das von anheimelnder Sauberkeit förmlich blitzende kleine Gemach, und die Tür fiel hinter ihr ins Schloß.

Als sie eine halbe Stunde später zögernd das auf der anderen Seite der Diele gelegene Gastzimmer betrat, trug sie einen weißen Verband um die Stirn, und die rechte Hand in einer Schlinge. Es gewährte ihr unverkennbar eine gewisse Erleichterung, als sie wahrnahm, daß außer Pierre niemand in dem Raume anwesend war; aber es blieb trotzdem noch ein ansehnlicher Rest von Befangenheit in ihrem Benehmen. Auf des Hauptmanns freundliche Aufforderung ließ sie sich ihm gegenüber an einem der kleinen Tische nieder und gab ihm mit leiser, beklommener Stimme Antwort auf seine teilnehmenden Fragen. Sie war voll Anerkennung für den liebenswürdigen Eifer der wackeren Leute, deren Fürsorge er sie vertraut hatte, und auch an dem Heilkünstler übte sie keine andere Kritik, als daß sie mit einem etwas wehmütigen Lächeln sagte, das verstauchte Handgelenk habe vorher bei weitem nicht so heftig geschmerzt, als seitdem der Bader seinen kunstvollen Verband darumlegte.

„Dann hat er irgend eine Ungeschicklichkeit begangen,“ erklärte Pierre, „und Sie müssen mir erlauben, mich davon zu überzeugen. Man lernt in Afrika so mancherlei, wovon man sich im Frontdienst des Mutterlandes nichts träumen läßt.“

Schon hatte er sich ihres Händchens bemächtigt und die lange Binde abzuwickeln begonnen. Der Arm war unter der Einwirkung der in der Tat sehr ungeschickt angelegten Bandage bereits merklich geschwollen, und Pierre hielt es für geboten, zunächst durch eine sanfte Massage wieder die richtige Blutverteilung in dem

armen, mißhandelten Gliede herzustellen. Das war für die Patientin gewiß recht schmerzhaft, aber sie hielt nichtsdestoweniger ganz still, und als der Hauptmann fragte, ob sie auch noch im stande sei, es zu ertragen, vermochte sie sich sogar ein kleines tapferes Lächeln abzuzwingen. Dann legte er die Binde aufs neue an, und zwar so kunstgerecht, als gehörten solche Samariterdienste für ihn zu den allergewöhnlichsten Dingen. Als er fertig war, fühlte Marguerite wirklich schon eine ganz beträchtliche Erleichterung, was sie ihm sagte.

„Es war doch ein recht großes Glück, daß Sie gerade auf diesem Wege kamen," meinte sie. „Wer weiß, wie lange ich ohne Ihren Beistand noch dagelegen hätte, und was schließlich aus mir geworden wäre. Ich danke Ihnen wirklich von ganzem Herzen."

Er war eben im Begriff gewesen, das Ende der Binde mit einer Sicherheitsnadel zu befestigen. Und weil ihm die schmale kleine Hand dabei noch gar so verführerisch nahe war, konnte er der Versuchung nicht widerstehen, ihren Dank dadurch zu beantworten, daß er seine Lippen zweimal sehr innig auf die schlanken Fingerchen drückte, und daß er, als sie die Hand rasch zurückziehen wollte, im Tone einer zärtlichen Bitte sagte:

„Marguerite! Meine liebe — liebe Marguerite!"

Da ließ sie ihm ohne weiteres Widerstreben ihren verbundenen Arm und schloß mit einem holdseligen Erröten die Augen, als er ihn auch noch zum dritten und zum vierten Male küßte.

Aber der launenhafte Zufall mochte der Meinung sein, daß er nun nachgerade genug für sie getan habe. Und so führte er denn gerade in diesem ungelegenen Augenblick den freundlichen Wirt herein, der dem Hauptmann melden wollte, der bestellte Wagen sei bereit.

„Was für ein Wagen ist das?“ fragte Marguerite, die ihre Hand schnell wieder in die Schlinge gesteckt hatte. „Und was haben Sie nun eigentlich über mich beschlossen?“

„Ich glaubte, daß es das Zweckmäßigste sein würde, Sie nach dem Bahnhofe von St. Cloud und von dort mit der Eisenbahn nach Paris zurückzugeleiten. Da wir unmöglich feststellen können, wo sich Ihre Angehörigen in diesem Augenblick befinden, und da Sie auch nicht wissen, wohin Ihre Frau Mutter die Equipage befohlen hat, scheint mir dies der einzig mögliche Weg.“

Marguerite war ganz einverstanden, und die Bereitwilligkeit ihrer Zustimmung ließ keinen Augenblick den Verdacht aufkommen, daß die Aussicht auf die lange Heimfahrt zu zweien etwas Erschreckendes für sie habe. Pierre erteilte dem Gastwirt die erforderlichen Anweisungen wegen des Pferdes, und wandte sich dann wieder an Marguerite, um zu fragen, ob sie zum Aufbruch bereit sei.

„Ja,“ sagte sie zögernd, „aber — —“

„Haben Sie zuvor noch einen Wunsch?“ Ich bitte Sie inständig, ihn nicht zu verschweigen.“

„Ach, ich bin so schrecklich hungrig. Und es duftet hier so schön nach gebratenen Hühnern oder dergleichen. Aber es ist gewiß furchtbar unschicklich, daß ich es sage.“

Dabei sah sie mit ihrem halb verlegenen, halb schelmischen Lächeln so allerliebst aus, daß Pierre de Sabran wahrscheinlich irgend eine Dummheit begangen hätte, wenn nicht der Gastwirt dagewesen wäre, der mit einem so verschmitzten und verständnisinnigen Grinsen dreinschaute, daß der Hauptmann die Verpflichtung empfand, sich energisch zusammenzunehmen. Er ließ sich also, nachdem der Imbiß bestellt war, wieder höchst ehrbar

und korrekt an dem kleinen Tische nieder, und sie unterhielten sich eine Viertelstunde lang über alle möglichen gleichgültigen Dinge, während gleichzeitig ihre Augen noch ein anderes, nicht minder lebhaftes Gespräch führten, bei dem Frage und Antwort unablässig hinüber und herüber flog, ohne daß der lauschende Wirt auch nur das Mindeste davon ahnte.

Aber als dann die Platte mit den beiden gebratenen Hühnchen erschien, stellte sich für für die arme, schwer geprüfte Marguerite eine neue, bisher ungeahnte Schwierigkeit heraus. Sie war nämlich völlig außer stande, ihre rechte Hand zu gebrauchen, und ratlos betrachtete sie den lieblich gebräunten Vogel auf ihrem Teller, der doch notwendig zerlegt werden mußte, um seine irdische Bestimmung zu erfüllen. Pierre, der ihre Hilflosigkeit sah, stand natürlich sofort auf und trat an ihre Seite, um mit einigen geschickten Schnitten den Braten mundgerecht zu machen. Er mußte sich dabei notwendig ein wenig über sie herabneigen, und der Zufall, der plötzlich wieder eine gnädige Laune hatte, fügte es, daß eben jetzt der Wirt das Gastzimmer verließ.

„Ich danke Ihnen,“ sagte Marguerite, indem sie arglos zu ihrem Beschützer aufblickte. Den aber brachten die lachenden, braunen Augen mit einemmal dergestalt aus der Fassung, daß er, statt sich mit einem artigen Worte zurückzuziehen, seinen Kopf noch tiefer zu diesen lustigen Schelmenaugen herabneigte und sie wirklich und wahrhaftig, eins nach dem anderen, küßte.

Daß Marguerite es geschehen ließ, ohne entrüstet aufzuspringen und ohne auch nur einen Schrei auszustoßen, hatte seine Ursache wohl nur in ihrer grenzenlosen Überraschung. Wer weiß, mit wie strengen und strafenden Worten sie im nächsten Moment ihrem Unmut

Ausdruck gegeben hätte, wenn nicht die Situation plötzlich eine völlig veränderte geworden wäre.

Fast in derselben Sekunde nämlich, wo das Unerhörte geschah, hatte sich die Tür des Gastzimmers geöffnet, und Ladislaus Osinski war auf der Schwelle sichtbar geworden, während gleichzeitig draußen auf der Diele die helle und lebhafte Stimme der Frau Raguinot erklang.

„In der Tat, gnädige Frau, hier ist das Fräulein!" sagte der Pole, und der Ton seiner Worte war scharf wie eine Messerklinge. „Wir sind nicht zu spät gekommen; aber, wie es scheint, eben zur rechten Zeit."

Und nun drängten auch die anderen herein. Frau Eugenie, die sehr rot war vor Aufregung — Blanche, die beim Anblick der Verbände einen Schreckensschrei ausstieß und ihre Schwester mit stürmischer Zärtlichkeit umarmte — und Fürst Nikifor Iwanowitsch, der von der Anwesenheit des Hauptmanns kaum weniger unangenehm berührt schien als sein polnischer Freund. Es gab ein schwirrendes Durcheinander von Fragen und Vorwürfen, von Ausrufungen der Zärtlichkeit und des Bedauerns, bis endlich durch Marguerites halb trotzige Antworten und durch die ruhige Darstellung des Hauptmanns volle Klarheit über den Beginn und den bisherigen Verlauf des Abenteuers geschaffen war. Nun sah sich Frau Eugenie allerdings genötigt, Herrn de Sabran für seinen ritterlichen Beistand und für die taktvolle Umsicht, die er bei seiner Hilfeleistung an den Tag gelegt, mit artigen Worten zu danken. Aber es geschah doch nicht ohne einige Hinweise auf die leichtfertige Unbesonnenheit und die strafwürdige Ungezogenheit einer gewissen jungen Dame, die man viel besser noch ganz und gar wie ein Kind behandeln und beaufsichtigen

sollte. Offenbar hatte Ladislaus Osinski ihr Benehmen in den schwärzesten Farben dargestellt, und wenn der Pole Marguerite bisher widerwärtig gewesen war, so war er ihr seit dem Augenblick seines Eintrittes in das Gastzimmer geradezu verhaßt.

Von der Heimfahrt zu zweien war jetzt selbstverständlich nicht mehr die Rede, und mit jener zielbewußten Energie, die sie sich noch aus jenen Tagen bewahrt hatte, da sie nur erst das hübsche Töchterchen eines einfachen Pförtners im „Magasin L'hiver" gewesen war, traf Madame Raguinot ihre Anordnungen. Den Wagen des Gastwirts nahm sie mit einem dankenden Kopfnicken gegen den Hauptmann an. Aber er hatte nur Raum für vier Personen, und sie dekretierte also, daß Rasumin während der Fahrt ihren Kavalier machen würde, während Osinski sehr wohl auf dem Bycicle des Fürsten nebenher radeln-könne.

„Von Ihnen, mein lieber Herr Hauptmann, werden wir uns ja leider schon hier verabschieden müssen. Denn da ich meine Equipage nach St. Germain bestellt habe, dürfen wir Ihnen unmöglich zumuten, uns zu begleiten."

Das war so gut wie ein Befehl, und Pierre dachte nicht daran, sich ihm zu widersetzen. So voll war sein Herz noch von dem Glück der eben durchlebten Stunde, daß er die Gesellschaft Osinskis und des Fürsten jetzt ohnedies gar nicht hätte ertragen können. Er küßte also Frau Eugenie die Hand, indem er zugleich um die Erlaubnis bat, sich morgen in der Villa Raguinot nach Fräulein Marguerites Befinden erkundigen zu dürfen, und verbeugte sich dann ganz förmlich gegen die beiden jungen Damen. Osinski drängte zum Aufbruch, da man doch, wie er sagte, so schnell als möglich einen Arzt zu

Rate ziehen müsse, und er blieb, die Tür in der Hand, vor der Schwelle stehen, um Marguerite und den Hauptmann bis zu ihrer endgültigen Trennung nicht für einen Moment aus den Augen zu verlieren.

Er hatte die Genugtuung, daß sie kein Wort mehr miteinander sprachen. Aber er konnte doch nicht verhindern, daß Marguerite, die schon an der Tür gewesen war, wie in einer plötzlichen Eingebung noch einmal umkehrte und sich zu dem Tischchen begab, an dem sie vorhin mit Pierre gesessen. Sie spießte ein zartes Bruststückchen von dem Huhn, das der Hauptmann für sie zerschnitten, auf die Gabel, und während sie es zwischen ihren weißen Zähnen verschwinden ließ, sandte sie Pierre einen Blick zu, aus dem er die vollste Verzeihung für seine vorher begangene Verwegenheit lesen konnte — und vielleicht sogar noch etwas mehr als das. Dann leistete sie ruhig dem ziemlich scharf klingenden Ruf ihrer Mutter Folge, und vom Fenster aus sah der Hauptmann der Abfahrt der kleinen Gesellschaft zu, die sich ganz in der von Frau Raguinot vorgeschriebenen Weise vollzog.

Noch in dem Moment, da er sich auf das Rad des Fürsten Rasumin schwang, warf Ladislaus Osinski einen Blick nach jenem offenen Fenster zurück. Und Pierre de Sabran, den das unzweideutige, wenn auch etwas ungewöhnliche Liebeszeichen Marguerites in die allerversöhnlichste Stimmung versetzte, sagte lächelnd bei sich selbst:

„Armer Bursche! Es mag dir nahe gegangen sein — das will ich wohl glauben. Aber mit den Augen bringt man niemanden um. Und wie ich dich schätze, fehlt dir's für den Gebrauch einer gefährlicheren Waffe an der nötigen Courage."

Dreizehntes Kapitel.

Der weißhaarige Doktor Brevillot, seit zwei Jahrzehnten einer der beliebtesten Ärzte in der vornehmen Welt von Paris, hatte bedächtig Frau Gabrielles Puls geprüft und ihr aufmerksam in die Augen gesehen. Nun lehnte er sich in seinen Sessel zurück und sagte:

„Ich sehe zu meiner Freude, daß Sie die kleine Unpäßlichkeit vollständig überwunden haben. Es gibt also nur noch einen Patienten im Hause de Versigny."

Bestürzt blickte die junge Frau zu ihm empor.

„Was sagen Sie da, Herr Doktor? — Und wer ist dieser Patient?"

„Wer anders als Ihr Gemahl! Ich denke, das sollten Sie doch wissen."

Sie fühlte den Vorwurf in seinen letzten Worten gar nicht, so groß ward ihre Erregung.

„Nichts weiß ich — nicht das geringste! Gestern beim Diner äußerte er kein Wort von seinem Unwohlsein. Was fehlt ihm? Und seit wann ist er krank?"

„Wohl schon erheblich länger als seit gestern, meine liebe gnädige Frau! Und was ihm fehlt? Nach seinem Willen sollte ich eigentlich zu niemand darüber sprechen."

„Dies Verbot mag für alle anderen gelten; aber es gilt nicht für mich. Bin ich denn nicht seine Frau?"

„Allerdings — das sind Sie! Und er hätte Sie von dem Verbot auch wohl ausdrücklich ausgenommen, wenn er eine so lebhafte Teilnahme bei Ihnen vermutet hätte."

Diesmal hatte Gabrielle den Stich empfunden, und sie schlug die Augen nieder.

„Quälen Sie mich nicht, Herr Doktor," sagte sie leise. „Lassen Sie mich wissen, an welcher Krankheit Guy leidet, und ob — ob es etwas Gefährliches ist."

„Es ist mit seinem Herzen nicht alles in der gehörigen Ordnung. Er hat mir's lange verheimlicht und sich immer für ferngesund ausgegeben. Aber einen alten, erfahrenen Arzt täuscht man doch nicht so leicht. Nachdem ich ihn ein paar Wochen lang beobachtet hatte, habe ich's ihm auf den Kopf zugesagt und habe ihn geradezu gezwungen, sich von mir untersuchen zu lassen."

„Und da —" fragte Gabrielle in atemloser Spannung — „da haben Sie etwas Bedenkliches gefunden?"

„Nun, ich will nicht gerade sagen, daß es schon jetzt bedenklich sei. Unter günstigen Umständen läßt sich eine Krankheit wie die Ihres Gemahls in diesem Stadium recht wohl noch zur Heilung bringen."

„Das klingt nicht sehr verheißungsvoll, Herr Doktor — zumal, wenn Sie es mit so ernster Miene sagen. Was ist es denn, das Sie unter günstigen Umständen verstehen?"

„Das, was man jedem Herzleidenden in erster Linie vorschreibt: Verzicht auf eine anstrengende geistige Tätigkeit und vor allem: Vermeidung jeder tieferen seelischen Erregung."

„Und Sie glauben, daß diese Umstände für meinen Mann nicht gegeben sind?"

„Was die Arbeit betrifft — nein! Denn ich sehe, daß er fieberhaft tätig ist. Und er hat mir auf meine Vorhaltungen erklärt, daran ließe sich nichts ändern. Und das andere —?! Ja, meine liebe Frau de Versigny

— darauf müßten Sie eigentlich viel besser antworten können als ich. Denn Sie sind doch seine Gattin."

„O, Herr Doktor, seien Sie barmherzig! Sie wissen, daß bei uns nicht alles so ist wie in anderen Ehen. Guy offenbart mir nichts von seinen Sorgen und Aufregungen. Und ich habe deshalb auch nicht die Macht, sie von ihm fernzuhalten."

„Das ist freilich recht schlimm. Und wenn Ihnen an seiner Gesundheit gelegen ist, müßten Sie vor allem darauf bedacht sein, es zu ändern."

„Wie sollte ich das beginnen? Ich will ja gerne alles tun, was ich vermag, um ihm Aufregungen und Kümmernisse zu ersparen. Aber ich kann doch nicht erzwingen, was unmöglich ist."

„Dann, meine gnädige Frau, habe ich natürlich nichts weiter zu sagen. Ich habe als Arzt meine Schuldigkeit getan, und die Befugnisse eines Beichtvaters stehen mir nicht zu."

Er stand auf, und Gabrielle hörte es am Klang seiner Rede, daß er tief verstimmt war. Wie ein ratloses Kind drückte sie die Handflächen zusammen, denn sie wußte ja wirklich nicht, was sie noch anderes für ihren Gatten tun sollte.

„Gehen Sie noch nicht, Herr Doktor!" bat sie flehentlich. „Geben Sie mir einen Rat! Ich bin ja so unglücklich über das, was Sie mir von Guys Gesundheit gesagt haben. Wenn also jene günstigen Umstände nicht eintreten, so wird sich Ihrer Meinung nach seine Krankheit verschlimmern?"

„Es ist leider sehr wahrscheinlich. Ein Patient muß vor allem den guten Willen haben, gesund zu werden. Und davon habe ich bei Ihrem Gatten bisher herzlich wenig bemerkt. Er ist so gleichgültig gegen sich selbst,

wie ich es bei einem Manne seines Alters und seiner Lebenslage bisher niemals erlebt habe. Ich setze darum alle meine Hoffnungen auf Sie, denn der segensreiche Einfluß einer liebenden Frau ist in solchen Fällen tausendmal mächtiger als alle ärztliche Kunst und als alle Wundermittel unseres Arzneischatzes. Aber wenn Sie mir antworten, daß Sie hier vor etwas Unmöglichem stehen, so muß ich meine Hoffnungen wohl begraben."

Gabrielle hatte das Gesicht in die Hände gedrückt, und Doktor Brevillot sah, daß ihre Schultern bebten. Er wartete eine Weile auf ihre Antwort; aber sie antwortete ihm nichts mehr, und so verließ er denn mit einem Achselzucken und mit sehr ernstem, gemessenem Gruße das Gemach. —

Gabrielle hatte ihre Stellung noch nicht verändert, als eine Viertelstunde später ihr Vater den Salon betrat. Der Anblick, der ihn da empfing, machte ihn offenbar sehr verdrießlich.

„Was bedeutet das, mein Kind?" fragte er. „Fühlst du dich nicht wohl? Oder hattest du eine Szene mit deinem Manne? Ich will nicht hoffen, daß Herr de Versigny zu allem andern auch noch anfängt, brutal gegen dich zu werden?"

„Ach nein, Papa! Guy hat sich gegen mich noch niemals anders als rücksichtsvoll und ritterlich benommen."

„Mit einer recht bemerkenswerten Ausnahme, wie ich denke. Oder hast du neuerdings deine Ansicht über sein damaliges Verhalten geändert?"

„Martere mich nicht, indem du immer wieder davon sprichst. Ist es denn nicht genug, daß ich Tag und Nacht

umsonst danach ringe, meine Gedanken von diesem Schrecklichen loszureißen?"

„Nun denn, was ist dir widerfahren, um dich in diesen Zustand von Traurigkeit zu versetzen?"

„Doktor Brevillot war soeben hier, und er hat mir mitgeteilt, daß Guy krank sei — ernstlich krank — an einem Herzleiden, das sich leicht verschlimmern könnte."

„Pah — dieser Brevillot ist ein Schwarzseher und Wichtigmacher. Leute, die ernstlich krank sind, sehen anders aus als Herr de Versigny. Er hat alle Anwartschaft darauf, achtzig Jahre alt zu werden, das darfst du mir glauben."

„Nein, Papa! Schon seit Wochen ist mir sein verändertes Aussehen aufgefallen. Und wenn es nicht etwas Ernstliches wäre, hätte mir Doktor Brevillot gewiß nicht davon gesprochen."

„Er tat es vielleicht nicht ohne einen ganz bestimmten Auftrag. Ich möchte wohl wissen, was ihn sonst veranlaßt haben könnte, dich damit zu behelligen."

„Was ihn dazu veranlaßt haben könnte? Ja, war es denn nicht geradezu seine Pflicht, zuerst mir, seiner Frau, von der Erkrankung Guys Mitteilung zu machen?"

„Man könnte es so ansehen, wenn diesem alten Fuchs nicht recht gut bekannt wäre, wie es um eure Ehe bestellt ist. Noch einmal, mein Kind: Zu irgend welchen Besorgnissen ist hier nicht die geringste Ursache vorhanden, Herr de Versigny wird mit seinem angeblichen Herzleiden sehr schnell fertig werden, darauf kannst du dich verlassen. Und nun hast du wohl die Güte, dich fertig zu machen. Du weißt doch, daß wir von dem Professor Richardson erwartet werden."

Aber Gabrielle schüttelte abwehrend den Kopf.

„Ich gehe nicht dahin," sagte sie. „Ich bin nicht in der Stimmung, mich jetzt unter Menschen zu zeigen. Und ich glaube ja auch nicht an diese Dinge."

„Du glaubst nicht daran — das ist doch eine sehr einfache und wohlfeile Art, sich damit abzufinden. Und alles, was ich dir über meine Erlebnisse in der vorgestrigen Sitzung erzählt habe, es ist nicht im stande gewesen, dich ein wenig an deinem klugen Unglauben irre zu machen?"

„Du bist das Opfer einer Täuschung geworden, Papa, oder eines Selbstbetruges, wie schon so viele vor dir."

„Nun, eine allzu hohe Meinung von der Schärfe meines Verstandes scheinst du ja nicht gerade zu hegen. Und es wird danach auch wohl kaum einen Eindruck auf dich machen, wenn ich ir sage, daß seit einem Jahrhundert alle Bourmonts über den Verkehr mit der Geisterwelt genau so dachten wie ich — daß beinahe alle großen Ereignisse freudiger oder trauriger Natur, die unser Haus betrafen, sich vorher durch eine Kundgebung aus jener anderen, übersinnlichen Welt angekündigt haben. Und du findest nichts Merkwürdiges darin, daß der Geist deiner Mutter mir vor zwei Tagen durch den Mund des Mediums, das weder sie noch mich je zuvor gesehen hatte, eine ganze Reihe von Dingen sagte, von denen niemand auf der Welt Kenntnis gehabt als die Verstorbene und ich?"

„Ich weiß nicht, was ich darauf antworten soll. Ich will ja auch deine Überzeugung nicht erschüttern. Aber du solltest mir ebenso die meinige lassen und mich nicht zu einem Schritt überreden wollen, der mir töricht und sündhaft erscheint."

„Auch Fürst Rasumin ist also in deinen Augen ein Lästerer und ein Tor? Ich wähnte bisher, daß du eine bessere Meinung von ihm hättest.“

„Der Fürst? Glaubt denn auch er an diesen Verkehr mit den Geistern der Verstorbenen?“

„Er war es, der mich veranlaßte, in seiner Gesellschaft den Professor Richardson aufzusuchen. Und er ist ein ebenso überzeugter Spiritist wie ich. Noch vor einer Stunde bat er mich auf das dringendste, dich zum Mitkommen zu bewegen. Und es wird ihn einigermaßen überraschen, deine Antwort zu vernehmen.“

In dem Augenblick, da der Graf den Namen Rasumins genannt hatte, war Gabrielles Entschluß ersichtlich ins Wanken gekommen. Und ihr Vater war ein zu guter Beobachter, als daß es ihm hätte entgehen können. Es lag ihm ohne allen Zweifel sehr viel daran, den Widerstand seiner Tochter zu besiegen, und er wußte den einmal errungenen Vorteil so geschickt zu nützen, daß sie ihm fünf Minuten später, wenn auch zögernd und augenscheinlich mit schwerem Herzen, ihre Bereitwilligkeit erklärte.

Dicht verschleiert und in einen einfachen, dunklen Abendmantel gehüllt, verließ Gabrielle in der Begleitung ihres Vaters das Haus. Sie bestiegen den Fiaker, den Bourmont an der nächsten Straßenecke hatte warten lassen, und der Graf bezeichnete dem Kutscher eine Nummer in der Rue Savarin als das Ziel der Fahrt.

Als der Mann auf dem Pflaster der abschüssigen Straße, deren Häuser äußerlich einen nichts weniger als vornehmen Eindruck machten, seinen Gaul zum Stehen brachte, erzitterte Gabrielle, die unterwegs nicht ein einziges Wort gesprochen hatte, trotz der sommerlich warmen Luft wie in einem Fieberschauer, und sie blieb zau-

dernd noch ein paar Sekunden lang auf ihrem Sitz, als sei ihr nun doch der Mut entsunken, das begonnene Werk zu vollenden.

Aber Graf Bourmont nahm mit festem Druck ihre Hand und war ihr beim Aussteigen behilflich.

„Dort ist das Koupee des Fürsten,“ sagte er. „Er ist also schon da. Nun wirst du mir wohl glauben, daß ich dir vorhin die Wahrheit über ihn gesagt.“

Er verabschiedete den Fiaker und reichte seiner Tochter den Arm. An der Loge des Pförtners vorüber, der sie höflich grüßte, stiegen sie bis in das zweite Stockwerk empor, wo an einer Tür auf blankem Messingschild der Name Richardson zu lesen stand. Graf Bourmont hatte kaum den Knopf der elektrischen Klingel berührt, als ihnen ein ernst blickender Diener mit glatt rasiertem Schauspielergesicht öffnete und sie nach einem Blick auf das weißbärtige Antlitz des Grafen mit stummer Verbeugung begrüßte.

„Ich werde nicht ablegen,“ sagte Gabrielle, als er Miene machte, ihr den Mantel von den Schultern zu nehmen, und schweigend, wie er sie empfangen hatte, öffnete der Mann eine der in den Gang ausmündenden Türen, die sich vollkommen geräuschlos in ihren Angeln bewegte.

Sie traten in einen mäßig großen Salon, der mit Teppichen, Vorhängen und Polstermöbeln gewaltig überladen war, und den man bei herabgelassenen Jalousien bereits durch künstliches Licht erhellt hatte, obwohl draußen die Dämmerung noch kaum begonnen. Außer dem sechsflammigen Kronleuchter brannten noch zwei in gegenüberliegenden Ecken des Gemaches stehende Lampen, deren Helligkeit allerdings durch bläuliche Schirme sehr stark abgedämpft war. Niemand war in

dem Zimmer anwesend als Fürst Rasumin, der sofort auf Gabrielle zutrat, um sie mit halber Stimme zu begrüßen.

„Ich wußte, daß Sie kommen würden," flüsterte er. „Aber fühlen Sie sich auch stark genug, die unvermeidliche Aufregung zu ertragen?"

„Ich denke wohl, denn ich bin keine gläubige Spiritistin, Fürst Rasumin!"

Nikifor Iwanowitsch sah sie mit einem seiner seltsamen, verschleierten Blicke an und schüttelte den Kopf. Aber er sagte nichts weiter, sondern führte sie stumm zu einem Sessel und blieb hart an ihrer Seite stehen, wie er es immer zu tun pflegte.

„Wird man uns lange warten lassen?" fragte Gabrielle. „Und wo ist der Hausherr?"

Rasumin deutete auf eine augenscheinlich in ein Nebengemach führende Tür.

„Professor Richardson ist da drinnen. Er zeigt sich niemals früher als unmittelbar vor Beginn der Sitzung."

„Sie kennen diesen Professor schon seit längerer Zeit?"

„Nein! Ich wurde vor einer Woche zum erstenmal bei ihm eingeführt. Und ich war sehr skeptisch, denn obwohl ich von der Möglichkeit eines Verkehrs mit der Geisterwelt überzeugt bin, weiß ich doch recht wohl, wie leicht man gerade auf diesem Gebiete das Opfer von Betrügern und geschickten Taschenspielern werden kann. Aber ich erhielt schon in der ersten Sitzung die Gewißheit, daß davon hier nicht die Rede ist. Richardson zitierte den Geist einer Person, von deren längst erloschenem Erdendasein er nicht das Mindeste wissen konnte. Und die Antworten, die ich auf meine sehr wohl überlegten

Fragen erhielt, hätten auch meinen letzten Zweifel beseitigen müssen."

„Das ist seltsam," sagte Gabrielle nachdenklich. „Und doch kann all dies anscheinend Unfaßbare nur mit natürlichen Dingen zugehen."

„Wir werden ja sehen, wie Sie nachher darüber urteilen; obwohl es selbstverständlich keineswegs gewiß ist, daß auch die heutige Sitzung gleich überwältigende Ergebnisse haben wird. Die Geister kommen nicht immer, wenn man sie ruft, und wenn sie kommen, so sind sie doch nicht immer in der Laune, Antwort zu geben auf jede an sie gerichtete Frage."

„Und auf welche Weise machen sie sich uns verständlich?"

„Die Zahl der Ausdrucksmittel, über die sie verfügen, ist sehr groß. Das Klopfen eines von unsichtbaren Händen bewegten Tisches, die Schriftzüge eines von keinem irdischen Finger bewegten Griffels können uns ihre Äußerungen ebensowohl übermitteln als die Worte, die aus dem Munde eines in tiefen Verzückungsschlaf versunkenen Mediums kommen. Ich weiß nicht, auf welche Art sie uns heute ihr Dasein offenbaren werden; aber ich zweifle nicht — — doch da ist Professor Richardson und sein Medium."

Die Tür des Nebengemaches hatte sich geöffnet. Ein junges Mädchen von überaus zarter, fast ätherischer Erscheinung und ein hagerer, dunkelbärtiger Mann von vielleicht vierzig Jahren traten in den Salon. Das Mädchen, das ganz weiß gekleidet war, nahm von den Anwesenden gar keine Notiz, sondern ließ sich, ohne ein Wort zu sprechen, auf einen Stuhl nieder, den ihr Begleiter für sie zurechtstellte. Auch Professor Richardson begnügte sich, seine Gäste mit leichter, stummer Vernei-

gung zu grüßen; und er hatte augenscheinlich nicht das mindeste Verlangen, den Namen der unbekannten Dame zu erfahren, deren Gesichtszüge er hinter dem dichten Schleier wohl kaum unterscheiden konnte.

Gabrielle, deren frauenhafte Neugier durch den Eintritt des Mediums geweckt worden war, unterzog das Gesicht der weißen, sylphidenhaften Erscheinung, die jetzt mit schlaff herabhängenden Armen und leicht zurückgeneigtem Haupte im vollen Licht des Kronleuchters dasaß, einer scharfen Musterung. Sie sah, daß es sanfte, noch kindlich reine Züge hatte, mit einer kleinen Leidenslinie an den Mundwinkeln und mit auffallend großen, hellblauen Augen, die unverwandt zu den Flammen des Kronleuchters emporgerichtet waren, und die in ihrem seltsamen, feuchten Glanze wirklich etwas Unterirdisches hatten.

„Darf ich Sie bitten, Platz zu nehmen?“ wandte sich Richardson an den Fürsten. Und im nächsten Moment erloschen die Gasflammen, die den Raum bis dahin fast mit Tageshelle erfüllt hatten. Nur die beiden Lampen brannten weiter, aber das matte, bläuliche Licht, das von ihnen ausging, drang kaum bis in die Mitte des von magischer Dämmerung eingehüllten Salons. Die regungslose weiße Gestalt des Mediums mußte durch diese Beleuchtung notwendig etwas Gespenstisches erhalten, und obwohl Gabrielle der Entwicklung der Dinge noch mit vollkommen kühlem Verstande folgte, konnte sie sich doch eines leisen Schauers nicht erwehren.

Professor Richardson hatte sich bis an die Tür des Nebengemaches zurückgezogen, so daß das Medium, welches ihm den Rücken zukehrte, fast durch die halbe Länge des Zimmers von ihm getrennt war. Offenbar wollte

er damit jedem Verdacht vorbeugen, als ob irgend eine geheime Verständigung zwischen ihm und dem Mädchen stattfände.

Und nun, nach einigen Sekunden tiefer, bedrückender Stille, erklang in leisen zitternden Akkorden eine weiche, schwermütige Musik. Es wäre ebenso unmöglich gewesen zu erraten, welcher Art das Instrument war, das sie hervorbrachte, als woher sie kam. Bald schienen es ferne Harfenklänge, bald die süßen, schmachtenden Töne von Violinen und Flöten. Und nun mischte sich's in die erste kirchliche Weise sogar wie der Gesang glockenreiner Kinderstimmen.

Aber es waren nur verschwimmende, wirklich geisterhafte Laute, die zuweilen von der Decke hernieder, zuweilen aus der Tiefe herauf an das Ohr der Lauschenden klangen, immer aber wie aus einer weiten, weiten Ferne, so wie manchmal das Getön der Glocken aus einer noch unsichtbaren Dorfkirche zu dem einsamen Wanderer weithin über die sonntäglich stillen Felder dringt.

Gabrielle spannte alle ihre Sinne zu äußerster Anstrengung an, um den Ursprung dieser geheimnisvollen Musik zu ergründen. Aber es war ein fruchtloses Bemühen, und — wie energisch sie sich auch dagegen sträubte — allgemach legte sich's wie eine seltsame, traumhafte Betäubung auf ihr Gehirn; alle im Zimmer befindlichen Dinge schienen nebelhaft zu zerfließen, und um die weiße Gestalt des Mediums wob sich's wie ein beweglicher, schwach leuchtender Schimmer.

„Es ist Trug und Sinnentäuschung," dachte die junge Frau, fest entschlossen, sich von keiner Gaukelei und von keiner Vorspiegelung ihrer eigenen Phantasie gefangen nehmen zu lassen. Da kam von dem Stuhle

des Mediums her ein tiefer, schmerzlicher Seufzer, und eisig wie Grabeshauch oder wie die Berührung einer feuchtkalten Menschenhand streifte es über Gabrielles Stirn. Fast unwillkürlich streckte sie den Arm aus, um die Hand ihres Vaters zu ergreifen, den sie neben sich wähnte, aber in der nächsten Sekunde mußte sie inne werden, daß es nicht Graf Bourmont, sondern Fürst Rasumin war, der ihre Finger festhielt. Denn sie hörte seine flüsternde Stimme:

„Haben Sie es gefühlt? Ein Geist ist unter uns. — Aber seien Sie tapfer — es wird Ihnen nichts geschehen."

Mit einem unbeschreiblich süßen, hinsterbenden Laut verklang die Musik. Und nun klang von der Tür her eine tiefe Männerstimme:

„Wer du auch seist — Friede sei mit dir!"

Es war Professor Richardson, aus dessen Munde diese Worte kamen. Er sprach das Französische mit einem stark ausgesprochenen englischen Accent; aber die Friedlichkeit des Tonfalls ließ nichts von einer komischen Wirkung aufkommen.

Wieder eine längere, jetzt auch für Gabrielle gespenstisch unheimliche Stille, und wieder jenes hörbare, seufzende Aufatmen aus der Brust des Mediums. Ein Lichtschein, dessen Herkunft ebenso rätselhaft war als der Ursprung der Geistermusik, erhellte für einen Moment den jetzt weit nach hinten geneigten Kopf des Mädchens, dessen Gesicht sich auffallend verändert hatte. Der leicht geöffnete Mund war schmerzlich verzogen, und in jeder Linie des hübschen, schmalen Antlitzes prägte sich eine schmerzliche Spannung aus. Die beinahe unnatürlich großen Augen waren weit offen wie vorhin; aber sie gewährten einen schrecklichen Anblick. Denn Pupille und

Iris waren ganz unter dem oberen Lide verschwunden, und nur eine weiße, feucht schimmernde Wölbung füllte die Augenhöhlen.

Gabrielle war nahe daran, ihrem Entsetzen in einem Aufschrei Luft zu machen. Aber Fürst Rasumin drückte ihre Hand noch fester, wie wenn er ihr damit Mut einflößen wollte, und nach der Dauer einer Sekunde war der Lichtschein auf dem Antlitz der Somnambule wieder erloschen.

„Wer bist du?“ klang wieder Professor Richardsons tiefe Stimme. „Willst du uns den Namen offenbaren, den du hier auf Erden geführt?“

„Ich will. — Man nannte mich Isabella, Gräfin de Bourmont.“

Es konnte nur das Medium gewesen sein, das diese Worte gesprochen hatte, aber sie kamen doch wie von fernher, und nichts von der warmen, lebendigen Tonfärbung einer Menschenstimme war in ihrem Klange. Gabrielle zitterte am ganzen Leibe. Sie glaubte noch immer an einen Betrug; aber ihre Nerven gehorchten ihr nicht mehr. Das Grauen hatte sie überwältigt.

„Ist jemand hier, der an den Geist der Gräfin de Bourmont eine Frage zu richten begehrt?“

Tiefes Schweigen folgte dieser Aufforderung Richardsons. Gabrielle hörte hinter sich das Räuspern ihres Vaters. Aber um nichts in der Welt hätte sie jetzt ein Wort gesprochen.

„Wünschest du, unsterbliche Seele, einem der Anwesenden etwas zu offenbaren?“

Eine Pause von Sekunden; dann ein gehauchtes, kaum vernehmliches „Ja“. Und dann, vielfach durch lange Zeiträume des Schweigens unterbrochen, wie wenn es der Mechanismus eines unvollkommen arbei-

tenden Uhrwerks wäre, der die Zunge des Mediums bewegte, eine Reihe von tonlosen, abgerissenen, gleichsam widerwillig gebildeten Worten:

„Höre mich, meine Tochter! — Oft bin ich zu dir gekommen in deinen Träumen; aber deine Seele hat mich nicht aufgenommen. — Denn deine Seele ist untreu geworden, und dem Lebenden zuliebe hast du die Tote verraten.'

Wie von einem Krampfe geschüttelt, fuhr Gabrielle auf. All ihre Zweifel waren vergessen. Sie dachte nicht mehr darüber nach, ob dies ein Wunder sei oder eine abscheuliche Schauspielerei — wie ein leidenschaftlicher Aufschrei brach es aus ihrer Brust:

„Nein, nein — so wahr mir Gott helfe, das habe ich nicht getan."

„Ruhig — um Gottes willen, bleiben Sie ruhig! Man darf den Geistern nicht widersprechen," raunte ihr Rasumin zu. „Hören Sie, was Ihre Mutter Ihnen zu sagen hat."

Er hatte sie wieder auf ihren Stuhl niedergezogen, und das Medium, das seine Stellung nicht verändert hatte, sprach, von der Unterbrechung anscheinend ganz unberührt, in dem vorigen Tone weiter:

„Du bist untreu geworden — denn du bist noch heute das Weib des Elenden, der mich gemordet. Du hast deine kindlichen Pflichten vergessen, und die Qualen meiner Todesstunde gelten dir nichts. Ich habe mich in dir betrogen, meine Tochter, und meine unsterbliche Seele ist voll Kummer über dich."

Mit einer ungestümen Bewegung riß Gabrielle plötzlich ihre Hand aus der des Fürsten und trat einen Schritt auf das Medium zu:

„Wenn es der Geist meiner Mutter ist, der zu mir spricht," sagte sie, „so möge er mir ein untrügliches Zeichen geben, woran ich ihn erkenne."

Wieder gab es eine lange Stille, ehe die Antwort erfolgte:

„Erinnerst du dich noch jener letzten Worte, die du auf Erden zu mir gesprochen? Fluche ihm nicht, Mutter — nein, fluche ihm nicht! Er kämpft ja um sein Leben wie wir."

Mit einem gellenden Aufschrei taumelte Gabrielle zurück. Ja, sie erinnerte sich dieser Worte sehr wohl, und sie war ganz sicher, daß sie nach ihrer Errettung keinem lebenden Wesen Mitteilung von ihnen gemacht hatte. Niemand als die unter den rauchenden Trümmern des Wohltätigkeitsbazars Begrabene konnte sie wissen — denn davon, daß sie sie in ihren wilden Fieberphantasien unzählige Male wiederholt hatte, ahnte Gabrielle nichts.

„O meine Mutter, wenn du es bist, die unsichtbar zu mir redet, so sage mir: was soll ich tun?"

„Vertraue dem Retter! — Fliehe den Mörder! Zerreiße mit mutigem Entschluß auch die letzte Fessel, die dich an ihn bindet."

Fürst Rasumin sprang auf, um die Wankende zu stützen. Aber er kam zu spät, denn schon war Gabrielle mit einem schwachen Aufschrei zu Boden gesunken.

„Licht!" rief er. „Um des Himmels willen — Licht!"

Und fast schon im nämlichen Augenblick leuchteten die Flammen des Lüstre wieder auf. Professor Richardson stand neben der Ohnmächtigen und spritzte ihr aus einem Flacon, das er in der Hand hielt, einige Tropfen ins Gesicht. Als Gabrielle einige Sekunden später die

Augen aufschlug, war das Medium verschwunden, und der Professor ging wortlos zu der Tür, durch die er gekommen war. Sie war wieder mit ihrem Vater und dem Fürsten allein. Graf Bourmont war ihr behilflich, aufzustehen, und Rasumin schob einen der Sessel heran. Aber Gabrielle lehnte es kopfschüttelnd ab, sich zu setzen.

„Ich will fort von hier," stieß sie hervor, „fort aus diesem entsetzlichen Hause!"

„Gewiß, mein Kind," beruhigte der Graf, der einigermaßen bestürzt dreinschaute.

„Niemand mutet dir zu, gegen deinen Wunsch hier zu verweilen. Aber du wirst noch zu schwach sein, um sogleich zu gehen. Du mußt dich erst ein wenig erholen."

„Ich bedarf keiner Erholung mehr, Papa! Und ich will allein nach Hause fahren. Niemand soll mich begleiten."

Sie vermied es, den Fürsten anzusehen, und klammerte sich wie ein verängstigtes Kind an den Arm ihres Vaters. Ohne zu sprechen, gingen die drei die Treppe hinab, und tief aufatmend blieb Gabrielle stehen, als ihr die abendlich kühle Luft der Straße entgegenschlug.

„Sie werden mir erlauben, Ihnen meinen Wagen für die Heimfahrt zur Verfügung zu stellen," sagte Nikifor Iwanowitsch, der bereits den Schlag des Coupés geöffnet hatte. „Frédéric — nach der Rue Marbeuf!"

„Ich weiß nicht, ob ich es annehmen darf, Fürst Rasumin — denn ich würde Sie damit nötigen, zu Fuß heimzukehren."

„Ich gehe mit dem Grafen, vorausgesetzt, daß Sie es nicht doch vorziehen, Ihren Vater als Begleiter mitzunehmen."

„Nein, ich will allein sein. Adieu also! — Vielleicht auf morgen!“

Sie hatte das elegante Gefährt bestiegen, und starr wie eine Statue saß sie in den Polstern, bis es vor dem Hause ihres Gatten hielt. Etwas seltsam Starres und Automatenhaftes war auch noch in ihren Bewegungen, als sie droben den kleinen Salon betrat, nachdem die Zofe ihr im Vorzimmer Hut und Mantel abgenommen. Aber ein schwacher Aufschrei der Bestürzung kam von ihren Lippen, und sie preßte wie in jähem Erschrecken beide Hände auf die Brust, da sie sich unerwartet ihrem Gatten gegenübersah.

„Du hast heute die Stunde des Diners vergessen, Gabrielle,“ sagte er. „Darf ich fragen, wo du gewesen bist?“

Sie konnte ihm nicht mit einer Erzählung der Wahrheit antworten, aber sie wollte auch nicht lügen.

„Ich war mit meinem Vater,“ erwiderte sie, „und ich bitte um Verzeihung, wenn ich dich warten ließ.“

„O, das ist keiner Entschuldigung wert. Aber war es nicht das Coupé des Fürsten, in dem du soeben heimkehrtest?“

„Ja. Er war mit uns, und er stellte es mir zur Verfügung, da nicht sogleich ein Fiaker zur Stelle war.“

Er sah sie gegen seine Gewohnheit so eigentümlich forschend an, daß sie nicht im stande war, seinen Blick auszuhalten. Sie schlug die Augen nieder, und ihre Kniee zitterten, als sie fühlte, daß er näher auf sie zutrat.

„Du siehst erschreckend blaß und angegriffen aus, Gabrielle,“ sagte er. „Ist dir etwas Schlimmes widerfahren?“

„Nein,“ brachte sie mit Anstrengung hervor, „wenigstens nichts, worüber ich sprechen könnte.“

„So gibt es also wirklich Dinge, aus denen du mir ein Geheimnis machen mußt, auch wenn ich dich bitte, sie mir zu offenbaren?“

„Ich habe dir sonst nichts zu verbergen, Guy! Mit diesem aber darfst du mich nicht quälen.“

Sie sagte es bittend. Er aber zog finster die Brauen zusammen und wandte sich stumm zum Gehen. Erst als er beinahe schon an der Tür war, hatte Gabrielle Mut genug gesammelt, ihn zurückzuhalten.

„Schenke mir noch einen Augenblick, Guy! Doktor Brevillot hat an diesem Nachmittag mit mir gesprochen. Er sagte mir, daß er mit deiner Gesundheit gar nicht zufrieden sei.“

„Wirklich? Sagte er das? — Nun, ich denke, es ist genug, wenn i ch damit zufrieden bin.“

„Nein. Das eben ist es ja, was er beklagt. Er meint, daß du zu gleichgültig bist gegen dich selbst, daß du seine Ratschläge nicht achtest und über deine Kräfte arbeitest.“

„Er hat dich also beauftragt, mir ins Gewissen zu reden? Und du hast es wirklich über dich genommen, es zu versuchen? Ich danke dir dafür, denn ich weiß die Größe des Opfers zu würdigen, das du dir damit abgerungen.“

„O, es war durchaus kein Opfer, Guy! Denn es ist mir nicht gleichgültig, ob du gesund oder krank bist. — Aber es war nicht die übermäßige Arbeit allein, von der er sprach. Er sagte mir auch, daß jede seelische Erregung deiner Gesundheit Schaden bringen müsse, und daß es meine Pflicht sei, dich davor zu bewahren.“

„Diese Naivität des Doktors setzt mich in Erstaunen. Wahrhaftig, ich hätte ihn für etwas scharfsichtiger gehalten.“

„O, ich glaube, er ist scharfsichtig genug. Und ich möchte seine Mahnung so gern befolgen.“

Guy de Versigny hatte noch immer an der Tür gestanden, nun aber kehrte er mit einigen raschen Schritten zu ihr zurück, und sein Gesicht war förmlich verklärt von dem Abglanz der beglückenden Hoffnung, die ihre Worte in ihm geweckt hatten.

„Verstehe ich dich recht, Gabrielle? Du wolltest —“

Sie erschrak, als der Ton seiner freudezitternden Stimme ihr verriet, wie vollständig er sie mißverstanden hatte.

„Höre mich ruhig an,“ bat sie. „Doktor Brevillot glaubt ohne Zweifel, daß die Quelle deiner seelischen Erregungen und damit zugleich auch die Ursache deiner Krankheit in unseren ehelichen Verhältnissen liegt. Wenn er damit recht hat, so darf es nicht weitergehen wie bisher. Und ich — ich kenne nur ein einziges Mittel, es zu ändern.“

Die beglückende Hoffnung in der Brust des Mannes war schon wieder erstorben. Jetzt wußte er, worauf sie hinauswollte, und sein Gesicht hatte sich finster bewölkt.

„Ein Heilmittel, das du vielleicht schon vor deiner Besprechung mit Doktor Brevillot in Erwägung gezogen hattest. Laß doch hören!“

Gabrielle hob die gefalteten Hände bis zu ihrer Brust empor, und indem sie die in Tränen schwimmenden Augen zu ihrem Gatten erhob, bat sie:

„Laß uns diesen unnatürlichen Zustand enden, Guy! — Nimm *deine* Freiheit und gib *mich* frei!“

Sein Atem ging schwer, und Sekunden lang blickte er auf sie nieder, ohne zu sprechen. Dann aber sagte er, und seine Stimme war von eigentümlich dumpfem Klang:

„Nein! Noch vor einem Monat würde ich vielleicht eingewilligt haben, wenn du da vor mir gestanden hättest wie in diesem Augenblick. Heute aber tue ich es nicht mehr.“

„Und warum nicht, Guy? Was hat sich seit einem Monat geändert?“

„Das frage dein Gewissen oder dein Herz — nicht mich!“

„Ich verstehe dich nicht. Aber ich kann auch nicht glauben, daß dies dein letztes Wort sein soll. Was kann dir daran liegen, mich an dich zu fesseln, da ich dir doch nichts anderes bin als eine hemmende Last? Warum — ich bitte dich, es mir zu sagen — warum verweigerst du dir und mir die Befreiung aus diesem grausamen Kerker?“

„Weil die Freiheit dein Verderben wäre, Gabrielle — und weil man die nicht in ihr sicheres Verderben gehen läßt, die man liebt!“

Mühsam und abgerissen hatte er die letzten Worte herausgestoßen, wie wenn ihm plötzlich das Sprechen schwer fiele, und während seine Hand unwillkürlich nach der Gegend des Herzens fuhr, ging er, ohne ihre Erwiderung abzuwarten, zur Tür.

„Guy!“ schrie sie angstvoll auf. Aber er hatte es nicht mehr gehört; denn sie war allein. Sie machte zwar rasche Schritte, als ob sie ihm nacheilen wollte; aber ein entsetzliches Bild, das plötzlich vor ihrem Geiste auftauchte, stellte sich zwischen jene Tür und sie — die Erinnerung an die schreckliche, tonlose Geisterstimme zitterte durch ihre Seele — und an der Stelle, wo sie stand, sank sie in die Kniee, um mit verzweifeltem Schluchzen ihr Gesicht in den Polstern eines Sessels zu bergen.

Vierzehntes Kapitel.

Wenn es trotz der marktschreierischen und vielverheißenden Artikel, in denen sich seit Wochen die meistgelesenen Tageszeitungen mit dem großartigen Ausstellungs-Unternehmen des russischen Fürsten Nikifor Iwanowitsch Rasumin beschäftigten, bis vor kurzem noch immer zweifelsüchtige Gemüter gegeben haben mochte, die zu den hochtönenden Versprechungen jener Aufsätze bedenklich die Köpfe schüttelten, so mußten doch seit einigen Tagen auch die Mißtrauischsten zu der Überzeugung gelangt sein, daß es sich nicht um bloße Hirngespinste handle, sondern um ein auf solidester Grundlage ruhendes und mit genialer Kühnheit aufgebautes Projekt.

Schon die stadtkundig gewordene Tatsache, daß bekannte Persönlichkeiten, wie der berühmte Schriftsteller Guy de Versigny, der vielgenannte ehemalige Abgeordnete Graf Bourmont und Frau Eugenie Raguinot sich mit großen Summen — man sprach von vielen Hunderttausenden — an dem Unternehmen beteiligt hatten, mußte jeden Zweifel an seiner Ausführbarkeit beseitigen. Und eine bedeutsame kleine Notiz, die heute an auffallender Stelle im „Figaro" zu lesen war, brachte auch die letzten Einwendungen argwöhnischer Leute zum Schweigen.

Denn in dieser Notiz wurde dem Publikum mitgeteilt, daß am gestrigen Tage ein in unmittelbarer Nähe der künftigen Weltausstellung gelegenes großes Terrain

durch die Vermittlung des Herrn Ambroise Salazat in den Besitz des vornehmen Konsortiums übergegangen sei, an dessen Spitze Fürst Nikifor Rasumin stand. Damit war der erste Schritt zur Verwirklichung der gewaltigen Idee geschehen, und in den Herzen manches großen und kleinen Kapitalisten regte sich bereits der sehnliche Wunsch nach einer Beteiligung an dem von so ausgezeichneten Namen getragenen Werke, das nach den Verheißungen der Zeitungsartikel notwendig einen geradezu fabelhaften Gewinn abwerfen mußte.

Eine solche Wirkung ihres ersten verwegenen Coups aber hatten Salazat und Osinski mit guter Menschenkenntnis vorausgesehen. Die kleine Provision von hunderttausend Francs, die dem biederen Herrn Ambroise Salazat für die Verkaufsvermittlung zustand, bedeutete ja herzlich wenig neben den Riesensummen, die das Unternehmen, gleichviel ob es mißglückte oder gelang, in seiner weiteren Entwicklung den beiden Verbündeten in den Schoß schütten sollte. Das Spinnennetz, das sie mit geschickten Fingern in stiller, aber rastloser Arbeit gewoben, war seit dem gestrigen Tage vollendet; Nikifor Iwanowitsch hatte als glänzender, weithin sichtbarer Lockkäfer seinen Platz darin erhalten, und gemächlich konnten sie nun das Heransummen all der großen und kleinen Insekten erwarten, die der verführerische Glanz des Goldes unfehlbar in die feinen, fast unsichtbaren Maschen des kunstvollen Gespinstes locken würde.

In der Avenue Messina, hart am Boulevard Haussmann, hatte Ladislaus Osinski eine Flucht prachtvoll eingerichteter Zimmer gemietet, welche die Bureaux der „Historischen russischen Ausstellung im Jahre 1900“ darstellten. Und die glänzende Ausstattung dieser Räume wie das Geklapper der zahlreichen Schreibmaschinen, an

denen hübsche junge Damen saßen, mußten jedem Eintretenden sogleich eine gar hohe Meinung von der Bedeutung und Großartigkeit des hier im Entstehen begriffenen Werkes beibringen.

Luxuriöser und üppiger als alle anderen Gemächer war natürlich das Privatkabinett des Herrn „Generaldirektors", welcher wohlklingende Titel seit kurzem auf Ladislaus Osinskis Visitenkarten prangte. Wie es sich für einen Mann in so hervorragender Stellung geziemt, machte er es seinen Besuchern durchaus nicht leicht, in dies Allerheiligste zu gelangen. Ein als Schildwacht im Vorzimmer postierter Sekretär hatte den strengen Befehl, jeden Ankömmling auf das Genaueste zu prüfen, bevor er ihn seinem Gebieter meldete. Und es mußte wohl auf eine besondere Anweisung zurückzuführen sein, daß er einem einfach gekleideten Mann von eigentümlich scheuem und gedrücktem Wesen, der nicht einmal seinen Namen genannt, sondern nur erklärt hatte, er würde von dem Herrn Generaldirektor erwartet, ohne weiteres die Tür des Kabinetts öffnete.

Eine Sekunde später erschien Ladislaus Osinski auf der Schwelle und sagte:

„Ich bin vorläufig für niemand zu sprechen. Und es gilt keine Ausnahme — hören Sie, Herr Delorme? — keine!"

Dann, nachdem er den Riegel vorgeschoben hatte, wandte er sich gegen seinen Besucher. Und wenn es verschwiegene Dinge waren, die er mit ihm zu besprechen hatte, so brauchte er sich kaum vor einem Lauscherohre zu fürchten, denn er bediente sich bei seiner Anrede nicht der französischen, sondern der polnischen Sprache, die außer den Söhnen jenes Landes in Paris nicht so leicht jemand versteht.

„Sie bringen mir also das Betreffende, Markiewicz? Und Sie haben alle meine Bedingungen gewissenhaft erfüllt?“

„Alle!“ erwiderte der Mann in derselben Sprache, aber mit leiser Stimme. „Aber es war viel schwerer, als ich geglaubt.“

„Pah, für den Preis, den ich Ihnen zahle, konnten Sie sich schon einige Umstände machen. Lassen Sie sehen!“

Aus der Brusttasche seines Überrockes brachte der mit Markiewicz Angeredete vorsichtig ein großes Aktenkuvert zum Vorschein, das er auf den Schreibtisch Osinskis legte. Dieser zog die darin befindlichen Papiere heraus, um sie flüchtig zu durchblättern.

„Sie wissen, daß ich nichts von diesen Dingen verstehe,“ sagte er nach einer Weile. „Aber es würde sich bald genug herausstellen, wenn Sie etwa den Versuch gemacht hätten, mich hinter's Licht zu führen.“

„Es ist eine streng sekrete und wichtige Sache, Herr Osinski! Die von mir bediente Regierung würde mir einen hohen Preis dafür gezahlt haben.“

„Und von wem haben Sie sie erhalten?“

„Verzeihen Sie — aber ich sagte Ihnen von vornherein, daß ich das als mein Geheimnis bewahren müsse. Ich wäre ein Schuft, wenn ich das Vertrauen des Mannes täuschte, der sich meinetwegen so großen Gefahren aussetzt.“

Ladislaus Osinski lächelte sarkastisch, und seine halb geschlossenen Augen streiften die dürftige Gestalt des andern mit einem Blick der Verachtung.

„Ja so! Ich glaubte, auf eine Kleinigkeit mehr oder weniger käme es Ihnen nicht an.“

„Es steht Ihnen frei, von dem Handel zurückzutreten, den ich fast schon bereue. Jedenfalls bin ich nicht gesonnen, mich zum Dank für meine Willfährigkeit von Ihnen beleidigen zu lassen."

„Aber ich denke ja gar nicht daran. Was fällt Ihnen ein, mit einemmal den Empfindlichen zu spielen? Im Grunde ist es mir vollkommen gleichgültig, von wem Sie die Sachen haben — wenn sie nur für meine Zwecke brauchbar sind. Auf eine Frage aber werden Sie mir doch wohl antworten können. Haben Sie sie von einem Offizier?"

„Auf mein Ehrenwort — nein!"

„Hm — das ist bedenklich. Dinge von wirklicher Wichtigkeit sind im Generalstabe doch wohl nur denjenigen Herren zugänglich, die mit ihrer Bearbeitung dienstlich betraut werden."

„Es gibt auch Unterbeamte, die zu den betreffenden Zimmern Zutritt haben. Und warum sollte sich nicht ein kluger und geschickter Mann unter ihnen befinden?"

„Der Fall ist nicht unmöglich — wenn es mir auch, offen gestanden, lieber gewesen wäre, Ihre Beziehungen reichten etwas höher hinauf. Aber wir werden ja sehen, was Ihre Quelle wert ist. Nun das andere: Wo ist der Begleitbrief?"

Markiewicz zog einen zweiten, kleineren Umschlag aus der Tasche. Aber er zauderte noch, ihn aus der Hand zu geben.

„Ich habe ihn nur in Form eines kleinen Zettels geschrieben, ganz wie Sie es wünschten. Und ich habe eine ganze Nacht dazu gebraucht. Es ist eine sehr schwierige Handschrift."

„Doch wohl nicht schwieriger als die meine?" sagte Osinski mit beißendem Hohn. „Oder mußten Sie da-

mals auch ganze Nächte opfern, um die paar Federzüge zu stande zu bringen?"

Markiewicz schwieg, aber auf seinen mageren Wangen erschienen zwei brennend rote Flecken. Gelassen entfaltete Osinski den Inhalt des Umschlages — einen Briefbogen, dessen Aussehen darauf schließen ließ, daß er schon mehrere Jahre alt sei, und einen kleinen Zettel. Mit großer Aufmerksamkeit schien er beide zu vergleichen.

„Nun, es ist Ihnen so weit ich's beurteilen kann, leidlich gelungen. Nur die drei Buchstaben P. d. S., die die Unterschrift vertreten, haben ein etwas verdächtiges Aussehen."

„Das muß eine Täuschung sein; denn ich habe sie mit peinlichster Sorgfalt durchgepaust."

„Dann ist es vielleicht nur die Verschiedenheit der Tinte, die mir diesen Eindruck der Ungenauigkeit gemacht hat. Lassen wir's also hingehen! Und nun wollen Sie auch natürlich gleich Ihr Geld haben, wie ich Sie kenne?"

„Ich habe, soweit es an mir war, unsern Vertrag erfüllt, Herr Osinski!"

„Ich will es hoffen. Denn ich selbst bin, wie gesagt, nicht in der Lage, die Wichtigkeit der Schriftstücke zu beurteilen, die Sie mir da gebracht haben. Wie war doch gleich unsere Vereinbarung? Sie lautete auf 2000 Francs — nicht wahr?"

„Nein — Sie hatten mir 3000 versprochen."

„Nun, meinetwegen auch das. Und ich will Ihnen sogar ein noch weitergehendes Anerbieten machen, Markiewicz! Das Handwerk, das Sie da treiben, ist doch, unter uns gesagt, nicht bloß ein recht schmachvolles, sondern, wie mich dünkt, auch ein ziemlich gefährliches.

Haben Sie noch niemals Lust gehabt, es gegen ein ruhigeres Geschäft zu vertauschen?"

„Ob ich Lust dazu gehabt? O, Sie tun nicht recht daran, mich zu verhöhnen!"

„Mein Gott, wie nervös Sie geworden sind, Mann! Weshalb sollte ich Sie denn verhöhnen? Ich meine es im Gegenteil aufrichtig mit Ihnen. Das habe ich Ihnen doch bewiesen, als ich bei unserer Wiederbegegnung so wenig Aufhebens machte von gewissen alten Geschichten, die, wie Sie wohl wissen, nach dem Strafgesetzbuche noch keineswegs verjährt sind. Also — ganz ernsthaft gesprochen: Ich mache Ihnen den Vorschlag, Frankreich zu verlassen und sich in irgend einem anderen hübschen Erdenwinkel eine neue Existenz zu gründen."

Aber Markiewicz schüttelte mit niedergeschlagener Miene den Kopf.

„Ich kann nicht in die Heimat zurück, das wissen Sie sehr wohl. Und wohin sonst sollte ich gehen?"

„Nun — vielleicht nach England oder nach Italien. Man muß sich nur ordentlich umsehen. Irgend ein Unterschlupf findet sich schließlich immer. Wenn Sie sich verpflichten, Paris und Frankreich morgen zu verlassen, gebe ich Ihnen außer dem vereinbarten Honorar noch weitere dreitausend Francs mit auf den Weg."

„Und welche Ursache haben Sie zu solcher Großmut? Weshalb wollen Sie sich meiner durchaus entledigen? Fürchten Sie vielleicht, daß ich etwas von dieser Sprache da ausplaudern könnte?"

Osinski lachte spöttisch auf.

„Es möchte Ihnen schlecht bekommen, mein Lieber, wenn Sie's versuchten."

„Da Sie also gewiß sind, daß ich schweigen werde, weshalb wollen Sie mir nicht sagen, was Sie mit diesen

Schriftzügen und dem Begleitbrief beabsichtigen? Sie sind ein reicher Mann und so tief in andere, großartige Unternehmen verwickelt, daß Sie gewiß nicht daran denken, sich in meinem — wie nannten Sie es doch — in meinem Handwerk zu versuchen. Es muß also ein anderer Zweck sein, den Sie verfolgen. Und ich verhehle Ihnen nicht, daß mir bange ist vor dem, was daraus entstehen könnte. Ich möchte nicht meine Hand dazu bieten, daß ein Unschuldiger in Verdacht komme und daß vielleicht gar eine ähnliche Affäre entsteht wie die, von deren Lärm nun schon seit Jahren die ganze Welt widerhallt."

Osinski, der mit über der Brust verschränkten Armen an seinem Schreibtisch lehnte, hatte keinen Versuch gemacht, ihn zu unterbrechen.

„Sind Sie nun fertig?" fragte er kalt. „Oder haben Sie vielleicht noch etwas weiteres auf dem Herzen?"

„Ich bitte Sie dringend, mich nicht in dieser Ungewißheit zu lassen, Herr Osinski! Machen Sie mir nur eine kleine Andeutung, die mich beruhigt — sagen Sie mir nur ein einziges Wort!"

„Wohl, da es nur um ein einziges Wort ist: Sie sind ein Narr! Was, in aller Welt, sollte mich veranlassen, Ihnen meine Absichten und Pläne zu offenbaren? Das sind Dinge, die Sie ganz und gar nichts angehen. Und wenn ich Ihnen einen Rat geben soll, so ist es der, sich nicht weiter den Kopf darüber zu zerbrechen."

Er hatte ein verschlossenes Fach seines Schreibtisches geöffnet und der kleinen Kassette, die sich darin befand, drei Tausendfrancsbillets entnommen. Mit einer nachlässigen Handbewegung legte er sie vor seinen Landsmann hin.

„Da ist das vereinbarte Honorar! Sie werden nicht oft in Ihrem Leben auf so leichte Art dreitausend Francs verdient haben. Und was meinen Vorschlag betrifft, so werden Sie gut tun, ihn reiflich zu überlegen. Bis morgen Mittag gebe ich Ihnen Zeit dazu; aber nicht eine Stunde länger. Lehnen Sie das gutgemeinte Anerbieten ab, und sollten Ihnen in der Folge hier in Paris irgend welche Unannehmlichkeiten widerfahren, so werden Sie sich hoffentlich erinnern, daß ich Ihnen aus gutem Herzen Gelegenheit geebn wollte, ihnen rechtzeitig auszuweichen."

Markiewicz hatte die Scheine hastig an sich genommen und in seiner Brusttasche geborgen. Während er den Überrock wieder zuknöpfte, murmelte er:

„Ich danke Ihnen für die freundliche Absicht, und ich werde mir's überlegen."

Als er wieder allein war, steckte Ladislaus Osinski den Begleitzettel, dessen Unterschrift er vorhin bemängelt hatte, in das Aktenkuvert und steckte dasselbe zu sich; dann sah er nach der Uhr.

„Drei Viertel auf drei! Ich werde also noch Zeit haben, zu frühstücken. Denn die Generalprobe bei den Raguinots soll ja erst um vier Uhr beginnen."

Er erteilte seinem Sekretär einige Aufträge, nickte den hübschen jungen Damen an den Schreibmaschinen mit herablassender Freundlichkeit zu und schlenderte gemächlich bis zur Rue St. Honoré, um in Voisins durch seine auserlesenen Weine berühmtem Restaurant zu verschwinden.

Es war einige Minuten vor halb fünf, als er wieder auf die Straße hinaustrat und einen eben vorüberfahrenden Fiaker heranwinkte.

„Nach der Avenue de Villiers!“ befahl er. „Ich werde Ihnen das Haus bezeichnen, vor dem Sie halten sollen.“

Erich Anderssons Haushälterin war es, die ihm auf sein Klingeln öffnete und ihm auf seine Frage nach dem Maler bedauernd erklärte, derselbe sei schon vor nahezu einer Stunde ausgegangen.

„Ah, das ist schade,“ sagte Osinski. „Ich rechnete sehr darauf, Herrn Andersson anzutreffen, denn ich habe ihm eine Mitteilung von ziemlicher Wichtigkeit zu machen.“

„Darf ich ihm vielleicht eine Bestellung ausrichten?“ fragte die Frau, aber er schüttelte nach einem kleinen Nachdenken verneinend den Kopf.

„Dafür ist meine Mitteilung zu lang. Aber vielleicht gestatten Sie mir, auf ein paar Minuten in das Atelier einzutreten und dort niederzuschreiben, was ich zu Herrn Anderssons Kenntnis bringen möchte.“

Da die Haushälterin den eleganten Polen als einen häufigen Besucher und — wie sie wenigstens glaubte — vertrauten Freund ihres Herrn kannte, trug sie keinen Augenblick Bedenken, seinem Wunsche zu willfahren. Sie öffnete ihm die verschlossene Tür des Ateliers und zog sich zurück, während Osinski ohne weiteres auf den Schreibtisch zuschritt, der in der Ecke beim Fenster stand.

Er riß ein Blatt aus seinem Taschenbuche und begann zu schreiben. Aber schon nach Verlauf einer Minute hielt er aufhorchend inne. Er durfte nicht zweifeln, daß er allein und unbeobachtet sei; denn der Eingang war nicht nur durch die geschlossene Tür, sondern auch noch durch einen schweren Vorhang hinlänglich gegen unberufene Späheraugen gesichert. Nun schob

der Pole seinen Stuhl ein wenig zurück und begann die einzelnen Fächer und Behälter des Schreibtisches daraufhin zu untersuchen, ob sie offen oder verschlossen seien. Bei den meisten war das letztere der Fall, und schon hatten sich Osinskis Brauen unmutig zusammengezogen, als eine der Schubladen dem Druck seiner Hand nachgab und ihm ihren aus sorgfältig geordnetn Papieren bestehenden Inhalt offenbarte.

Er überzeugte sich durch eine rasche Prüfung, daß es zu Bündeln vereinigte Quittungen und Briefe geschäftlichen Inhalts waren, die der Maler hier verwahrte, und nachdem er noch einmal einen aufmerksam forschenden Blick bis in die entferntesten Winkel des Ateliers gesandt hatte, zog Osinski das mitgebrachte Aktenkuvert aus der Tasche und brachte es dergestalt zwischen den einzelnen, säuberlich zusammengebundenen Stückchen unter, daß man es vielleicht nicht auf den ersten Blick, sicherlich aber bei einer auch nur einigermaßengründlichen Untersuchung des Faches finden mußte.

Hastig schob er alsdann die Lade wieder zu und schrieb den angefangenen Zettel, auf dem er Erich Andersson einige die Festarrangements betreffende Mitteilungen machte, zu Ende. Freundlich grüßend schritt er wenige Minuten später an der Haushälterin vorüber, indem er ihr noch im Fortgehen die freundschaftlichsten Empfehlungen an den Maler auftrug.

Seine Miene war ruhig und heiter, als er, die Zigarette zwischen den Lippen, gemächlich die Place Malesherbes überschritt, um die Richtung nach den großen Boulevards einzuschlagen. Er war mit dem bisherigen Verlauf dieses seines kleinen Privatunternehmens offenbar in hohem Maße zufrieden und er-

widerte die Grüße der Bekannten, deren er in Paris jetzt schon wieder recht viele hatte, mit dem verbindlichsten Lächeln eines sorgenlosen, von den angenehmsten Verhältnissen getragenen Mannes. Nachdem er noch ein Weilchen vor einem der Kaffeehäuser mit dem Lesen der neuesten Zeitungen zugebracht, kehrte er nach der Avenue de Messina zurück, wo in den prächtigen Bureauräumen, wie er sehr wohl wußte, um diese Zeit außer seinem Diener niemand mehr anwesend war.

Auch diesen schickte er mit einem Auftrage fort, der ihn notwendig längere Zeit fernhalten mußte, und setzte sich dann bei verschlossenen Türen an eine der Schreibmaschinen, deren Tasten bald unter seinen lebhaft arbeitenden Fingern lustig auf- und niedersprangen. Er war in dem Gebrauch des sinnreichen Mechanismus nicht sehr geübt, und er würde den Brief, den er da schrieb, mit der Feder wahrscheinlich in viel kürzerer Zeit fertiggestellt haben. Aber er hatte doch wohl noch andere Gründe als nur den Wunsch nach einem müßigen Zeitvertreib, wenn er sich trotz der größeren Unbequemlichkeit dieses mechanischen Verfahrens bediente. Denn als er endlich auch das letzte Wort geschrieben und das Papier aus den Klammern gezogen hatte, die es in der Walze festhielten, atmete er befriedigt auf und sagte laut vor sich hin:

„Was nun auch daraus werden mag, für ein paar Wochen werden sie jedenfalls beide unschädlich sein. Und das ist für meine Zwecke mehr als genug."

Er steckte den Brief, der keine andere Unterschrift als die schönen Worte: „Ein Freund des Vaterlandes" trug, in einen Umschlag und verließ abermals das Haus, um den Weg nach dem Boulevard St. Germain einzuschlagen, an welchem sich das Kriegsministerium befindet.

Fünfzehntes Kapitel.

Wohl zum fünfzigsten Mal schon versicherte Frau Eugenie Raguinot den Kavalieren, die sie huldigend umdrängten, daß dies der glücklichste Tag ihres Lebens sei. Und man sah es ihr an, daß die Versicherung aufrichtig gemeint war, daß sich nicht die leiseste Regung wehmütigen Bedauerns über das Schwinden der eigenen Jugend in die Empfindungen mütterlichen Stolzes mischte, mit denen sie die liebreizenden Zwillinge betrachtete, so oft sie ihrer in dem noch immer wachsenden Schwarm der Gäste ansichtig werden konnte.

Anmutiger und holdseliger aber hatten die Schwestern auch in der Tat niemals ausgesehen, als an ihrem heutigen Geburtstage, der für sie gleichzeitig die Feier ihres Eintritts in die große Welt bedeuten sollte. Wie es Pierre de Sabran vorausgesagt, hatte sich Marguerite von dem kleinen Unfall, den sie vor fünf Tagen erlitten, vollständig wieder erholt. Zwar schmerzte sie das rechte Handgelenk noch ein wenig, wenn sie es bewegte, und unter den lustig wirren Löckchen an ihrer Schläfe verbarg sich eine kleine, noch nicht ganz verheilte Wunde. Aber auf ihren Wangen blühten die lieblichen Farben der Gesundheit, und ihre glänzenden braunen Augen blickten so übermütig in die Welt, als gäbe es darin nichts wie die erfreulichsten Dinge zu sehen. Sie genoß den Triumph dieses ihres ersten großen Tages offenbar in vollen Zügen und befand sich ersichtlich in einer viel

glücklicheren Stimmung als Blanche, die nach dem allgemeinen Urteil zwar wunderlieblich, aber recht blaß und ernst aussah.

Von allen, die heute in der Villa Raguinot erschienen waren, hätte wohl nur ein einziger die rechte Erklärung geben können für die seit kurzem in Fräulein Blanches Erscheinung und Wesen eingetretene Veränderung.

Weder ihre Mutter noch ihre Schwester vermochten sie zu begreifen, wenn auch Frau Eugenie anfänglich gewisse unbestimmte Vermutungen gehegt hatte, an denen sie indessen schon längst wieder irre geworden war. Sie hatte während der Entstehung des großen Doppelbildnisses, das heute als ein Gegenstand allgemeinen Entzückens den Festsaal der Villa Raguinot schmückte, m weiblichem Scharfblick wahrgenommen, daß zwischen Blanche und dem Maler, der schon vorher zuweilen als Gast in ihrem Hause erschienen war, geheimnisvolle Beziehungen vorhanden sein mußten, deren Dasein für die ehrgeizige Dame unter allen Umständen eine unliebsame Überraschung bedeutete. Zwar hatte sie ihr Benehmen gegen den Künstler nicht merklich geändert, denn sie mochte einen Namen, den man schon unter die berühmteren zählte, nicht auf der Liste ihrer Hausfreunde missen. Aber sie hatte ihm doch zu verstehen gegeben, daß ihr ein baldiges Aufhören der Atelier-Sitzungen doch erwünscht wäre, und sie hatte alles getan, was in ihren Kräften stand, um jeder Möglichkeit eines Alleinseins zwischen ihm und Blanche vorzubeugen.

Mit lebhafter Genugtuung hatte sie wahrgenommen, daß er ihre Andeutungen nicht nur verstand, sondern daß er in der zartfühlenden Berücksichtigung ihrer Wünsche sogar noch weiter ging, als sie es zu hoffen gewagt hatte. Sein Verkehr mit Blanche gab der besorg-

ten Mutter seit dem Tage der letzten Porträtsitzung nicht mehr den mindesten Anlaß zu Bedenklichkeiten. Und wenn ihr blondes Töchterchen trotz aller deutlichen Winke den Fürsten Rasumin beharrlich mit einer wenig ermutigenden Kälte behandelte, so war es nach Frau Raguinots Beobachtungen doch sicherlich nicht Erich Anderssons geheimer Einfluß, der die Schuld daran trug.

In der Tat war der junge Maler mit unerschütterlicher Festigkeit dem Gelöbnis treu geblieben, das er sich während des in jener Sitzung mit dem geliebten Mädchen geführten kurzen Gespräches abgelegt hatte. Er glaubte seiner wie ihrer Zukunft die kleine Probe schuldig zu sein, auf welche er da die Echtheit und Beharrlichkeit ihrer Zuneigung stellte. Und wenn er auch mit einigem Mitleid bemerkte, daß sie unter seiner Zurückhaltung litt, so kämpfte er doch tapfer gegen die Versuchung, aus ihr herauszutreten, so lange ihm nicht die volle Gewißheit geworden sein würde, daß Blanche in Wahrheit ihre Liebe höher stellte als alle die rauschenden Freuden und glänzenden Triumphe, auf die sie als die Gattin eines einfachen bürgerlichen Künstlers seiner Überzeugung nach würde verzichten müssen.

Die offenkundige Nebenbuhlerschaft des Fürsten hatte ihn bisher wenig aufgeregt. Er sah wohl, daß Frau Raguinot den sehr lebhaften Wunsch hegte, den vornehmen Russen zu ihrem Schwiegersohne zu machen; aber er sah auch, daß Blanche seinen Huldigungen eine unveränderlich kühle Gleichgültigkeit entgegensetzte, die ihm jede Befürchtung ersparte. Daran, daß Madame Eugenie einen wirklichen Zwang auf ihre Tochter ausüben würde, glaubte er nicht. Und er hegte überdies zu Blanche das feste Vertrauen, daß sie sich in solchem Fall,

ihrem Versprechen gemäß, zuerst an ihn um Rat und Beistand wenden würde.

Freilich hatte es ihm nicht entgehen können, daß sie seit acht oder zehn Tagen ihr Benehmen gegen ihn auffallend geändert hatte. Sie hatten sich in dieser Zeit aus Anlaß der Proben zu den lebenden Bildern häufiger gesehen als sonst; aber Blanche war bei diesen Zusammenkünften seinen Blicken wie seiner Anrede mit einer merkwürdigen Beflissenheit ausgewichen, hatte ihm auf seine gelegentlichen Fragen meist nur kurz mit niedergeschlagenen Augen geantwortet und ihm nicht mehr ein einziges jener kleinen, für ihn allein verständlichen Liebeszeichen gegeben, die ihn bis dahin so oft beglückt hatten. Er zürnte ihr deshalb nicht und beunruhigte sich auch nicht, denn er setzte die Veränderung auf Rechnung einer leicht begreiflichen, mädchenhaften Empfindung über seine eigene Zurückhaltung und zweifelte nicht, daß es ihm im rechten Augenblick ein Leichtes sein würde, sie wieder zu versöhnen.

Daran, daß sie auf Irène Salazat eifersüchtig sein könnte, dachte er nicht; denn er hätte sich mit gutem Gewissen sagen dürfen, daß er ihr nicht den mindesten Anlaß dazu gegeben. Es war ihm eine sehr unangenehme Überraschung gewesen, als er der schönen Tochter des bekannten Spekulanten in der Villa Raguinot wieder begegnet war, denn er hatte seiner Zeit den Besuch im Hause des Herrn Salazat nicht wiederholt, weil er zu bemerken glaubte, daß sich in Fräulein Irenens Herzen wärmere Empfindungen regten als nur die der Bewunderung für den Künstler. Und es entsprach nicht seiner Natur, mit solchen Empfindungen einer Mädchenseele aus bloßer Eitelkeit oder aus noch niedrigeren Beweg-

gründen ein frevelhaftes Spiel zu treiben. Aber er hielt dieses neue Zusammentreffen lediglich für eine Fügung des Zufalls, und er hatte jedenfalls keinen Grund, Irene Salazat minder höflich und rücksichtsvoll zu behandeln als alle die andern jungen Damen, mit denen seine Tätigkeit als Regisseur der lebenden Bilder ihn in Berührung brachte. Auch war ihm in ihrem Benehmen keines jener verräterischen Anzeichen mehr aufgefallen, die ihn damals zu einem Abbrechen der flüchtigen Beziehungen bestimmt hatten. Und er war, da es bei diesen Proben ohnedies immer recht viel zu tun gab, bald dahin gelangt, ihre Anwesenheit kaum noch besonders zu beachten.

Denn daß ihre schönen Augen oft, wenn seine Aufmerksamkeit anderen Personen zugewendet war, sekundenlang mit wahrhaft schwärmerischem Ausdruck an ihm hingen, ahnte er nicht. Und unter den übrigen, die es sehr wohl bemerkten, war natürlich niemand, der es ihm verraten hätte.

Das Programm des an Unterhaltungen fast überreichen Festabends begann mit einem Konzert, zu welchem Osinski als Bevollmächtigter der Frau Raguinot die ersten und teuersten Künstler geworben hatte, die augenblicklich in Paris zu erlangen waren. Dann sollten die mit besonderer Spannung erwarteten lebenden Bilder folgen, deren Gegenstände durchweg bekannten Kindermärchen entnommen waren.

Als die weithin dröhnenden, dumpfen Klänge eines chinesischen Gong das Zeichen zum Beginn der Musikaufführung gaben, drängte die über die verschiedenen Räume der Villa verteilte Gesellschaft nach dem mit einer improvisierten Theaterbühne ausgestatteten großen Festsaal. Die zur Mitwirkung bei den Tableaux ausersehe-

nen Damen und Herren aber schickten sich an, die als Ankleidezimmer hergerichteten Gemächer des unteren Stockwerks aufzusuchen, damit sie mit ihrer Kostümierung rechtzeitig fertig seien.

Auch Erich Andersson wollte sich eben dahin begeben, als sein Arm leicht von einem Fächer berührt wurde und er, sich umwendend, in Fräulein Marguerites etwas erhitztes und aufgeregtes Gesichtchen sah.

„Herr de Sabran ist noch nicht da," sagte sie. „Und er hatte mir versprochen, besonders pünktlich zu sein. Hoffentlich ist ihm nicht irgend ein Unglück widerfahren?"

„Das ist sicherlich nicht zu fürchten," beruhigte sie der Maler. „Er war noch heute Vormittag auf eine Viertelstunde bei mir im Atelier, so gesund und heiter wie nur je. Vielleicht ist es irgend eine dringende Dienstpflicht, die ihn zu dieser Verspätung nötigt."

„Aber dann hätte er uns doch davon benachrichtigen sollen," schmollte das junge Mädchen. „Es ist nicht hübsch, jemanden in so große Unruhe zu versetzen."

Sie bemühte sich gar nicht, zu verbergen, wie groß ihr Interesse an dem Erscheinen des Hauptmanns war, und Erich Andersson sah lächelnd auf das holde Geschöpfchen nieder, das noch so unerfahren war in der Kunst, seine Empfindungen zu verstecken.

„Dieser glückliche Pierre!" dachte er. Aber er dachte es ohne Neid. Denn trotz der Kürze der Bekanntschaft und trotz des kaum verhehlten Mißtrauens, mit dem ihm der Hauptmann anfänglich entgegengekommen war, hatte sich doch bereits ein recht herzliches Freundschaftsverhältnis zwischen den beiden Männern herausgebildet, und Andersson war der einzige gewesen, dem

Pierre de Sabran nach dem beglückenden Abenteuer im Walde von St. Cloud sein Herz ausgeschüttet hatte.

„Sie sollten sich nicht beunruhigen," tröstete er, „denn gerade, daß er keine Nachricht geschickt hat, ist der sicherste Beweis dafür, daß er kommen wird."

In diesem Augenblick näherte sich Frau Raguinot den beiden, die sich jetzt ganz allein in dem Gemache befanden, gefolgt von Ladislaus Osinski, der indessen zunächst noch um einige Schritte zurückblieb. Sie hatte einen Rohrpostbrief in der Hand und wandte sich im Tone des Bedauerns an den Maler:

„Eine unangenehme Neuigkeit, Herr Andersson! Der Hauptmann de Sabran, der doch wohl in Ihren Bildern mitwirken sollte, läßt uns im Stich."

Ein Ausruf des Schreckens von Marguerites Lippen war die erste unmittelbare Wirkung dieser Kunde. Jede Rücksicht auf ihre Umgebung vergessend, griff sie nach dem Briefe.

„Was schreibt er, Mama? — Er ist doch nicht krank?"

„Nein! Er schreibt, daß er durch eine unvorhergesehene Abhaltung verhindert sei, zu kommen," erwiderte Madame Eugenie mit einem mahnenden Blick auf ihr Töchterchen. „Und er schreibt es in merkwürdig kurzen Worten. Ich muß es gestehen, daß ich diese Art einer Entschuldigung etwas sonderbar finde."

„Die Abhaltung muß in der Tat von sehr dringender Natur sein," sagte Andersson, „und ich zweifle nicht, gnädige Frau, daß Sie morgen eine vollkommen befriedigende Aufklärung von meinem Freunde erhalten werden. Aber das Aschenbrödel-Bild werden wir nun freilich wohl ausfallen lassen müssen."

„Ist der Hauptmann wirklich dazu unentbehrlich?"

fragte Frau Raguinot, deren mütterlicher Stolz heute auf keinen seiner Triumphe verzichten mochte. „Seine Rolle kann doch am Ende nicht so schwierig gewesen sein, daß nicht noch ein anderer für ihn eintreten könnte.“

„Er hatte den Königssohn darzustellen, der dem Aschenbrödel den goldenen Pantoffel anprobiert. Die Aufgabe ist allerdings nicht sehr schwierig. Und wenn sich ein Herr von der Statur des Hauptmanns findet, dem sein Kostüm paßt — —“

„Vielleicht gestatten Sie mir, an die Stelle des Herrn de Sabran zu treten,“ sagte Osinski, der sich wohl jetzt zu der kleinen Gruppe gesellte. „Ich glaube, daß ich — —“

Aber Marguerite, die bis dahin noch immer mit großen Augen und mit zuckenden Lippen in den Brief gestarrt hatte, hinderte ihn, seine Rede zu vollenden.

„Nein,“ erklärte sie energisch. „Das Bild muß ausfallen. Ich werde mit keinem andern darin stehen.“

„Marguerite!“ mahnte Frau Raguinot streng. „Keine von deinen kindischen Launen, wenn ich bitten darf! Das Anerbieten des Herrn Osinski ist sehr liebenswürdig, und wir nehmen es natürlich mit bestem Danke an.“

Aber auch der ernste Verweis vermochte den Sinn des jungen Mädchens nicht zu ändern.

„So mögt ihr euch auch für das Aschenbrödel eine andere Darstellerin suchen. Es sind ja genug junge Mädchen da, denen mein Kostüm paßt, und die es sehr gern tun werden. Ich aber habe die Lust verloren.“

Madame Eugenie wurde erregt. Das sarkastische Lächeln auf Osinskis Lippen weckte ihren Zorn. Aber sie hatte kaum das erste vorwurfsvolle Wort gesprochen, als

sich Marguerite stürmisch an ihre Brust warf und unter lautem Aufschluchzen flehte:

„Quäle mich nicht, liebste Mama! Mir ist ja ohnedies alle Geburtstagsfreude verdorben.“

„Um Gottes willen — nun wirst du dich am Ende gar unseren Gästen mit verweinten Augen zeigen wollen! Und das aus keinem anderen Grunde, als weil Herr de Sabran abgesagt hat! Ein achtzehnjähriges Mädchen sollte sich wahrhaftig etwas besser zu beherrschen wissen.“

„Jedenfalls möchte ich Sie dringend bitten, gnädige Frau, dem Wunsche des Fräuleins zu entsprechen,“ sagte Osinski, der seinen Unmut mit gutem schauspielerischem Geschick verbarg. „Ich bin selbstverständlich weit davon entfernt, mich aufdrängen zu wollen.“

„Unter keinen Umständen können wir uns noch länger von der Gesellschaft fernhalten. Ich bitte um Ihren Arm, Herr Osinski! Und ich hoffe, Sie werden diesem Kinde nicht böse sein, weil es in einem Augenblick des Ärgers nicht weiß, was es spricht.“

Sie warf ihrer Tochter noch einen zürnenden Blick zu und rauschte am Arme des Polen davon. Erich Andersson aber wandte sich sehr herzlich an Marguerite:

„Ich hätte besser getan, das freundliche Anerbieten des Herrn Osinski meinerseits abzulehnen. Und ich bedaure jetzt, daß ich es unterließ. Vielleicht darf ich Sie zu Ihrer Schwester führen, die sich freuen wird, wenn Sie ihr beim Ankleiden Gesellschaft leisten. Was aber diese Absage des Herrn de Sabran betrifft, so sollten Sie sich wirklich keine Gedanken darüber machen, mein liebes Fräulein! Was auch immer ihn verhindert haben mag, zu kommen — ich stehe Ihnen dafür ein, daß Sie keinen Anlaß haben werden, ihm deshalb zu zürnen.“

Die Wärme und die überzeugende Aufrichtigkeit seines Zuspruchs übten in der Tat eine etwas beruhigende Wirkung auf Marguerite. Sie lohnte ihm mit einem dankbaren Blick und legte ihre Hand auf seinen Arm, um sich von ihm zu den Ankleidezimmern herabführen zu lassen. — —

Unter rauschendem Beifall war das auserlesene Konzert zu Ende gegangen, und auf der kleinen Bühne traf Erich Andersson seine letzten Anordnungen für die lebenden Bilder, die nunmehr gezeigt werden sollten. Der junge Komponist, der das Arrangement und die Ausführung der begleitenden Musik übernommen, hatte sich bereits an den hinter einem hohen Pflanzenaufbau versteckten Flügel begeben, und die beiden Theaterarbeiter ließen den dunklen, sternenbesäten Vorhang herab, der den Hintergrund für das erste Bild abgeben sollte.

„Fräulein Salazat — darf ich bitten?"

Der Maler hatte es in den Schwarm bunter Gestalten hineingerufen, der sich da flüsternd und kichernd hinter den Kulissen drängte, und gehorsam trat die Gerufene auf die Bühne hinaus. Sie hatte unter dem Vorwande, daß ihr Kostüm noch nicht fertig sei, im Gegensatz zu den anderen auf der Hauptprobe nur ihr gewöhnliches Straßenkleid getragen, und so war es wohl erklärlich, daß Erich Anderssons Malerauge jetzt für einen Moment entzückt und geblendet war von ihrer wirklich märchenhaften Schönheit. Das weiße, durchsichtige, mit zahllosen glitzernden Sternchen überstreute Gewand umfloß leicht und duftig wie ein aus zerflatterndem Morgennebel gewobener Schleier ihre berückende Gestalt. Und das aufgelöste schwarze Haar flutete gleich einem seidig glänzenden Mantel darüber

hin. Ein goldenes Diadem, über dem ein kostbarer Brillantstern zitterte, schmückte ihre Stirn, und breite, goldene Spangen funkelten an ihren entblößten, wie aus Marmor gemeißelten Armen.

„Da bin ich,“ sagte sie, mit ihrem süßen Madonnenlächeln die dunklen Augen zu dem Maler aufschlagend. „Wollen wir beginnen?“

Sie mußte ein wenig auf seine Antwort warten, so ganz war er in ihren Anblick versunken. Aber es war nur der Künstler in ihm, der sich von dem berauschenden Bilde hatte hinreißen lassen, und in der ersten warmen Aufwallung jener Bewunderung, die ihm gleich lebhaft auch ein totes Gebilde von solchem Reiz eingeflößt haben würde, ausrief:

„Wie schön Sie aussehen! Ich hätte Ihnen fürwahr das letzte der Bilder zuweisen sollen, statt des ersten.“

Wie in holder, mädchenhafter Beschämung senkte sie das Haupt, ohne etwas zu erwidern. Und wie sie da in ihrer sinnbetörenden Schönheit so schüchtern und demütig vor ihm stand, mußte es für die übrigen wohl den Anschein gewinnen, als habe sie sich einzig für ihn so verführerisch geschmückt.

Aber es war jetzt nicht Zeit, ein längeres Zwiegespräch zu führen. Unter die in halber Höhe der Bühne anscheinend frei schwebende silberne Mondsichel, die natürlich in Wahrheit durch zwei sichere Drahtseile festgehalten wurde, schoben die Arbeiter einen kleinen, mehrstufigen Tritt, und Irène schickte sich an, zu ihrem luftigen Sitz emporzusteigen. Als sie ihren Fuß auf die vierte und letzte Stufe setzte, griff sie mit einer scheinbar unwillkürlichen Bewegung nach Erich Anderssons Schul-

ter, wie wenn sie genötigt wäre, an ihm eine Stütze zu suchen.

„Verzeihen Sie," sagte sie leise, „aber mir ist so merkwürdig schwindlig. Ich schäme mich, es zu sagen, aber ich fürchte mich fast davor, eine Minute lang hier oben in der Luft zu schweben, ohne einen anderen Halt als dieses schmale, leichte Gerüst. Sie werden auf alle Fälle ganz in der Nähe bleiben — nicht wahr?"

Andersson versprach es und war ihr behilflich, auf ihren in der Tat ziemlich unsicheren Sitz in der inneren Wölbung der Mondsichel zu gelangen. Dann, während sie mit einer natürlichen Anmut, die keiner Unterweisung bedurft hatte, die den Absichten des Künstlers entsprechende Haltung annahm, ordnete Erich die Falten ihres über die Sichel herabfallenden Schleiergewandes und reichte ihr die brennend rote Mohnblüte, die sie als die Beschützerin des Schlummers mit leicht ausgestrecktem Arm scheinbar auf die Erde hinabzuwerfen hatte. Ihr Antlitz sollte dem Publikum im scharfen Profil sichtbar sein; aber als der Maler sie jetzt noch einmal betrachtete, fand er, daß das üppige, fessellos niederfließende Haar zu viel von ihrem Gesicht verdeckte. Rasch bestieg er deshalb wieder den Tritt, strich, ohne ein Wort zu sprechen, die dicken, weichen Haarwellen ein wenig zurück und legte sie über die weiße Schulter, die unter seiner leichten, unbeabsichtigten Berührung leicht erzitterte.

Er hatte das alles getan, wie er es bei einem Modell getan haben würde oder bei der leblosen Gliedergruppe, deren er sich für den Faltenwurf der zu malenden Gewänder bediente — ohne auch nur einen Augenblick daran zu denken, daß es hier sowohl für Irène Salazat selbst als noch mehr für diejenigen, von denen

sie beobachtet wurden, leicht den Anschein einer weitgehenden und unerlaubten Vertraulichkeit gewinnen konnte. Als er jetzt in die Kulisse zurücktrat, nachdem auf seinen Wink die kleine Leiter entfernt worden war, streifte sein Blick zufällig Blanche Raguinot, die in ihrem anmutigen Dornröschen-Kostüm nur wenige Schritte von ihm entfernt stand, und die alles mit angesehen haben mußte. Zwar konnte er es in dem hier herrschenden Halbdunkel nicht entdecken, wie bleich sie war; aber es entging ihm nicht wie heftig sie sich abwandte, als sie seine Augen auf sich gerichtet fühlte, und zum erstenmal hatte er die schmerzliche Empfindung, daß etwas feindselig Trennendes zwischen sie getreten sei — etwas, dessen Dasein er vorläufig nur unbestimmt ahnen, dessen Natur aber er noch nicht erraten konnte.

Er gab das für den Musiker am Flügel bestimmte Zeichen; das Geschwirr der Stimmen im Saale verstummte; und die weichen Akkorde eines kurzen Vorspiels wurden vernehmlich. Dann — auf ein zweites Zeichen — schob sich die Gardine auseinander, und ein leises Rauschen, untermischt mit einzelnen halblauten Ausrufen der Bewunderung und des Entzückens, ging durch den dicht gefüllten Saal.

Der Eindruck, den Irène Salazats Schönheit auf das Publikum gemacht, mußte ein geradezu überwältigender gewesen sein; denn als sich nach Verlauf einer halben Minute der Vorhang wieder schloß, brauste stürmisch wie das Wogen einer Meeresbrandung der Beifall zur Bühne empor. Zum zweiten und zum dritten Male noch mußte das Bild gezeigt werden, und auch dann noch wurden die Zuschauer des Händeklatschens und der Dakapo-Rufe nicht müde.

Aber ihrem Verlangen konnte nicht mehr willfahrt

werden, und zwar aus einem sehr triftigen Grunde. Gerade in dem Augenblick, da die Gardine zum drittenmal zugezogen worden war, hatte Irène einen leisen Schrei ausgestoßen, und ihr Kopf war matt zur Seite gesunken wie eine welkende Blume. Sie war entweder ohnmächtig geworden oder doch einer Ohnmacht nahe, und Erich Andersson, der sich sogleich ihrer vorhin ausgesprochenen Befürchtung erinnert hatte, war mit drei raschen Schritten in der Mitte der Bühne. Er rief halblaut nach dem Tritt, der dem jungen Mädchen das Herabsteigen ermöglichen sollte; aber die Arbeiter waren trotz ihres Eifers nicht flink genug in der Ausführung seines Befehls. Noch ehe das Gerät zur Stelle war, glitt die weiße Gestalt da oben von ihrem schmalen Sitz herab, und sie würde schwer zu Boden gefallen sein, wenn Erich Andersson sie nicht in seinen ausgebreiteten Armen aufgefangen und der anscheinend Bewußtlosen an seiner breiten Brust einen sicheren Halt geboten hätte. Während auf der anderen Seite des Vorhangs noch immer die Zurufe und das Händeklatschen fortdauerten, trug der Maler seine schöne, stumme Bürde, von den bestürzten Scharen der übrigen Mitwirkenden umdrängt, hinter die Kulissen, um sie dort auf den einzigen vorhandenen Sessel, den man in der Eile hereingeschafft hatte, niederzulassen.

Aber Irène hatte im Falle ihre Arme fest um seinen Hals geschlungen, und als er sich aufrichten wollte, gab sie ihn nicht frei. In peinlicher Verlegenheit machte er einen Versuch, sich mit sanfter Gewalt aus der weichen Klammer zu lösen, doch er hatte damit keinen anderen Erfolg, als daß die Berührung sie aus ihrer wirklichen oder erheuchelten Ohnmacht weckte — daß sie langsam die dunklen Augen aufschlug und — statt ihre Arme an

seinem Rücken herabgleiten zu lassen — seinen Kopf vollends zu sich niederzog, um ihn zu küssen. Nur ein einziges Wort hatte sie dabei gesprochen, ein leise geflüstertes, fast hingehauchtes Wort. Aber die, welche zunächst standen und sich teilnehmend über sie gebeugt hatten, verstanden doch, daß es ein zärtliches Liebeswort gewesen war. Im nächsten Augenblick lösten sich ihre Arme, die schwarz gewimperten Lider fielen wieder herab, und während ein tiefer Atemzug ihren Busen hob, sank der schöne Kopf, dessen Antlitz jetzt von einem beglückten Lächeln verklärt war, gegen die Sessellehne zurück.

Bestürzt und für einen Moment völlig aus der Fassung gebracht, hatte sich Erich Andersson aufgerichtet. Auf all den spöttisch oder bedeutsam lächelnden Gesichtern, die ihn umgaben, konnte er es deutlich genug lesen, daß man in dem eben Geschehenen nur die unzweideutige Bestätigung einer längst gehegten Vermutung sah. Und der Anblick der armen Blanche, die mit todestraurigem Antlitz dastand, die linke Hand wie zum Schutze gegen einen furchtbaren körperlichen Schmerz auf die Brust gepreßt — dieser herzzerschneidende Anblick würde allein hingereicht haben, ihn mit leidenschaftlichstem Zorn gegen die geschickte Komödiantin zu erfüllen, deren hinreißende Schönheit er noch vor wenigen Minuten bewundert hatte.

Er wandte sich gegen Blanche, um sie mit einem raschen Wort von seiner Schuldlosigkeit zu überzeugen, unbekümmert darum, ob er damit auch den andern ihr Geheimnis verriet. Aber in dem Moment, da sie seine Absicht erkannte, drehte sie sich kurz um, und nur ein anklagender, nein, ein verachtungsvoller Blick sagte ihm, welcher Art die Empfindungen waren, die sie bewegten.

Da erwachte auch in ihm der trotzige Stolz des Mannes, der von dem geliebten Wesen vor allem andern volles Vertrauen fordert, und er erinnerte sich zugleich der Pflichten, die er hier zu erfüllen hatte.

„Einige der Herren, die in keinem der beiden nächsten Bilder beschäftigt sind, haben wohl die Güte, Fräulein Salazat in ein Zimmer zu bringen, wo ihr der nötige Beistand zu teil werden kann," sagte er in ruhig klingendem Tone. „Wir müssen uns beeilen, das zweite Bild zu stellen."

Er wandte sich ab, um die Theaterarbeiter bei der von ihnen bereits begonnenen Verwandlung der Szene zu beaufsichtigen, da sah er zu seiner Überraschung einen Diener in der etwas bunten Livree des Raguinotschen Hauses vor sich stehen.

„Ich bitte um Verzeihung," sagte der Lakai mit verlegener Miene. „Aber dieser Herr wünscht Herrn Andersson in einer wichtigen Angelegenheit sofort zu sprechen. Es sei überaus dringend, sagte er, und dulde nicht den geringsten Aufschub."

Verwundert nahm Andersson die von dem Diener dargereichte Karte in Empfang und las: „Ronsard, Polizei-Kommissar", und darunter die mit Bleistift geschriebenen Worte: „bittet dringend um eine sofortige Unterredung."

„Das ist seltsam, "sagte er. „Und Sie sind ganz sicher, daß es nicht vielleicht ein anderer ist, den der Herr zu sprechen begehrt?"

„Er nannte wiederholt den Namen des Herrn Andersson — Erich Andersson, wie er ausdrücklich sagte."

„Dann bleibt mir wohl nichts anderes übrig, als

seinem Verlangen zu entsprechen. Wo finde ich den Herrn?“

„Im ersten Vorzimmer. Er wünscht nicht, von jemandem aus der Gesellschaft gesehen zu werden.“

„Melden Sie ihm also, daß ich sogleich zu seiner Verfügung sein würde. — Wollen Sie die Güte haben, Herr de Vaurouge, statt meiner die Aufstellung und die richtige Beleuchtung der nächsten Bilder zu überwachen? Ich denke übrigens schon in einigen Minuten wieder zurück zu sein.“

Er verließ durch den hinter der Bühne befindlichen Ausgang den Saal und begab sich durch einige der glänzend erhellten, aber jetzt völlig menschenleeren Gemächer in das Vorzimmer, wo er einen schwarz gekleideten Herrn von sehr dienstlicher Haltung und überaus ernsthaftem Aussehen vorfand.

„Herr Ronsard?“ fragte er, um auf die kleine, bejahende Verneigung des Kommissars in ziemlich dringendem Tone hinzuzufügen: „Wollen Sie die Güte haben, mein Herr, mir in möglichster Kürze zu sagen, was Sie von mir wünschen, denn ich bin gerade in diesem Augenblick da drinnen sehr schwer entbehrlich.“

„Meinem dienstlichen Auftrage gemäß, Herr Andersson, muß ich Sie ersuchen, mich zu begleiten.“

„Sie zu begleiten? Wohin?“

„Zu dem Untersuchungsrichter, von dem Sie vernommen werden sollen.“

„In welcher Sache?“

„In der Sache gegen Sie und den Hauptmann de Sabran.“

„Was heißt das? — Nehmen Sie mir's nicht übel, aber das ist ein heilloser Unsinn. Welches Verbrechens sollen wir uns denn schuldig gemacht haben?“

„Es ist nicht meines Amtes, Ihnen darüber Auskunft zu geben.“

„Nun denn, so mag sich der Herr Untersuchungsrichter gedulden, bis es mir gefällt, seinem Rufe Folge zu leisten. Dies ist nicht die Zeit, jemandem zu zitieren, und ich bin, wie Sie sehen, augenblicklich anderweitig in Anspruch genommen.“

„Sie haben mich mißverstanden, Herr Andersson! Es hängt nicht von Ihrem Belieben ab, mich zu begleiten, sondern ich würde im Fall einer Weigerung genötigt sein, Sie dazu zu zwingen.“

„Ah, das ist also eine Verhaftung?“

„Ja.“

„Und ohne daß ich auch nur den Grund dafür erfahren soll? Ist es denn ein Land der Willkür, dessen Gastfreundschaft ich genieße?“

„Sie täten vielleicht besser, mein Herr, nicht erst einer Gastfreundschaft Erwähnung zu tun, die Sie so schlecht belohnt haben.“

„Ein neues Rätsel! Um's Himmels willen, Herr Kommissar — wenn Sie es wissen, so sagen Sie mir endlich, was ich getan habe.“

„Sie können sich über die Ursache Ihrer Verhaftung wohl kaum im unklaren befinden. Und Sie werden von mir keine weitere Auskunft verlangen, nachdem ich Ihnen gesagt habe, daß man soeben eine Durchsuchung Ihrer Wohnung vorgenommen und alle die unzweideutigsten Beweise für den von Ihnen in Gemeinschaft mit dem Hauptmann de Sabran verübten Landesverrat gefunden hat.“

Erich Andersson griff sich an die Stirn.

„Ich muß entweder verrückt geworden sein, oder Sie wollen sich einen schlechten Scherz mit mir machen,

mein Herr! Ein Landesverräter — ich? Und nun Pierre de Sabran, dieser rechtschaffenste der Menschen und glühendste aller Patrioten? Wer war es, der meine Wohnung durchsucht hat? Und auf wessen Anweisung hat man es getan? Wissen Sie nicht, Herr Polizeikommissar, daß es nach dem Gesetz in meiner Abwesenheit überhaupt nicht hätte geschehen dürfen?"

„Außergewöhnliche Umstände rechtfertigen zuweilen auch außergewöhnliche Maßregeln. Jedenfalls steht es Ihnen frei, sich an zuständiger Stelle zu beschweren, während es vollkommen zwecklos ist, daß Sie sich bei mir darüber beklagen. Und nun darf ich Sie wohl bitten, mir zu folgen. Einen Fiaker habe ich, um alles unliebsame Aufsehen zu vermeiden, vor dem Hause warten lassen."

Erich Andersson sah ein, daß ein Widerstreben zunächst zwecklos sein würde, wenn er auch entschlossen war, strenge Rechenschaft zu fordern von denen, deren Leichtfertigkeit und Willkür diesen ungeheuerlichen Mißgriff verschuldet hatte. Er beauftragte einen Diener, ihm Hut und Überrock zu bringen. Und während er auf die Rückkehr des Lakaien wartete, schrieb er einige Zeilen auf eine für Frau Raguinot bestimmte Visitenkarte, um sich bei ihr wegen seines plötzlichen Aufbruches zu entschuldigen.

„Und nun kommen Sie, Herr Kommissar," sagte er, als er sich angekleidet hatte. „Auch ich habe es jetzt eilig; denn ich wünsche dringend, so bald als möglich die Lösung dieses unsinnigen Rätsels zu erhalten."

Sechzehntes Kapitel.

Die Vorführung der lebenden Bilder hatte ihren Fortgang genommen, obwohl sich das Fehlen des Veranstalters, den man vergebens zurückerwartete, natürlich überaus störend bemerkbar machte. Keines von ihnen vermochte denn auch einen gleich stürmischen Beifall zu entfesseln wie das erste, und es gab hier und da kleine Unregelmäßigkeiten, welche die beabsichtigte Wirkung sehr ungünstig beeinflußten.

Nur das letzte Tableau, eine Illustration zu dem bekannten Märchen vom Dornröschen, hatte wieder einen größeren Erfolg. Andersson hatte auf die Herstellung gerade dieses Bildes die liebevollste Sorgfalt verwendet, und die von ihm gemalte Dornenhecke, die sich beim Erwachen der verzauberten Königstochter mit blühenden Rosen bedeckt hat, bildete einen Hintergrund von wahrhaft poetischer Schönheit. Allerdings war der Handlung des Märchens insofern etwas Gewalt angetan worden, als Dornröschen ihre tausend Schlummerjahre nicht in dem Turmzimmer der spinnenden Alten, sondern in einer ebenfalls vom Rosengerank übersponnenen Laube zugebracht haben mußte. Der erlösende Prinz, den auf Frau Raguinots ausdrücklichen Wunsch Fürst Nikifor Rasumin darzustellen hatte, kniete neben der Marmorbank, auf der Blanche als Dornröschen ruhte, und das Publikum sah die beiden wohlvertrauten Märchengestalten in dem Augenblick, da der Kuß des Königssohnes den Zauber der bösen Frau bereits gebrochen hatte. Ein wenig aus ihrer liegenden Stellung aufgerichtet und leicht auf den rechten Arm gestützt, sollte

Blanche mit großen, erstaunten Augen auf ihren entzückten Befreier blicken. Und bei den Proben war sie in der Tat durch ihr Mienenspiel den Anforderungen der Stelle hinlänglich gerecht geworden. Heute aber versagte ihre schauspielerische Kunst. Ihre marmorne Blässe hätte besser einem vom Tode erweckten Schneewittchen angestanden als dem mit einem freudigen Eindruck aus ruhigem Schlummer erwachenden Dornröschen, und in ihrem Blick, der nicht auf den Prinzen, sondern in das Leere hinaus gerichtet war, spiegelte sich eine so namenlose Traurigkeit, wie sie sicherlich keiner in der Seele dieses mit allen Gaben der Glücksgöttin überschütteten, beneidenswerten Geburtstagskindes vermutet hätte.

Aber das waren Seltsamkeiten, die überhaupt nur von den zunächst Befindlichen wahrgenommen werden konnten. Die meisten ließen lediglich den poesievollen Reiz des Gesamtbildes auf sich wirken. Sie sahen nur die anmutige Gestalt und das goldig schimmernde Blondhaar Dornröschens, sahen nur die prachtvolle, ritterliche Erscheinung des Fürsten und gaben ihrem Beifall um so lebhafteren Ausdruck, als sie auf Grund gewisser Gerüchte, die in der Gesellschaft von Mund zu Munde gingen, in diesen beiden schönen, jungen Menschenkindern bereits das künftige Brautpaar erblickten.

Auch dieses Bild mußte noch zweimal gezeigt werden. Dann war die Vorstellung zu Ende, und das Publikum verließ in heiterer Unterhaltung den Saal, der durch Entfernung der Stuhlreihen für den Beginn des namentlich von den jungen Damen mit Sehnsucht erwarteten Balles hergerichtet werden sollte.

Nach einer vorher getroffenen Abrede sollten die, welche bei den lebenden Bildern mitgewirkt hatten, für den Rest des Abends in ihren Kostümen bleiben. Blanche

aber war entschlossen, sich nicht um diese Abrede zu kümmern und das prächtige bunte Gewand der märchenhaften Königstochter wieder mit dem verhältnismäßig einfachen, weißen Kleide zu vertauschen, das sie gleich ihrer Schwester bei dem Beginn des Festes getragen.

Sie kehrte nach dem Ankleidezimmer zurück, aber sie blieb für einen Moment zaudernd auf der Schwelle stehen, als sie sah, daß sich außer Marguerite noch auch Irène Salazat darin befand. Die schöne Mondfee schien sich von ihrem Unwohlsein noch immer nicht vollständig wieder erholt zu haben, denn sie lag matt auf einem Ruhebett und antwortete nur mit leiser Stimme auf die teilnehmenden Fragen, welche Marguerite an sie richtete. Blanches erste Eingebung war ein fast unwiderstehliches Verlangen, sich wieder zurückzuziehen, um der grausamen Pein einer Unterhaltung mit ihrer ehemaligen Pensionsfreundin überhoben zu sein. Aber sie erinnerte sich rechtzeitig der Pflichten, die sie als die Tochter des Hauses dem hilfsbedürftigen Gaste gegenüber zu erfüllen hatte, und trat mit tapferer Selbstüberwindung über die Schwelle.

— — — — — — — — — —

Wenige Minuten später zog in einem der oberen Gemächer Ladislaus Osinski den noch immer als Prinzen kostümierten Fürsten bei Seite.

„Auf mein Wort," sagte er, „Ihre Stunde ist da, mein Fürst! Halten Sie sich bereit, Fräulein Blanche Raguinot Ihre Erklärung zu machen."

„Nein," erwiderte Rasumin brüsk, „ich bin nicht in der Stimmung dazu. Lassen Sie mich wenigstens heute mit diesen Dingen in Ruhe!"

„Ich bitte um Verzeihung; aber es ist unmöglich, länger zu warten. Wenn wir nicht die unschätzbare Ge-

legenheit dieser Stunde benutzen, werden wir vielleicht niemals zum Ziele gelangen."

„Und warum soll gerade diese Stunde so viel besser geeignet sein, als irgend eine spätere?"

„Das kann ich Ihnen bei der Kostbarkeit der Sekunden nicht des langen und breiten auseinandersetzen, mein Fürst! So viel nur: Fräulein Irène Salazat hat nach allem, was mir Herr de Vaurouge soeben von den Vorgängen auf der Bühne erzählte, die ihr zugeteilte Aufgabe meisterhaft gelöst. Und der Nebenbuhler, vor dem allein Sie sich zu fürchten hatten, ist aus diesem wie aus einem anderen Grunde vor der Hand vollkommen unschädlich. Niemals wird Fräulein Blanche besser aufgelegt sein, Sie anzuhören, als eben jetzt. Aber es gilt, das Eisen zu schmieden, so lange es heiß ist. Und da es Ihnen doch am Ende gleich sein muß, ob Sie Ihr Versprechen heute oder morgen einlösen, so verlange ich, daß es auf der Stelle geschieht."

„Sie verlangen es? Seit wann kommt es Ihnen zu, mir zu befehlen? Und wenn ich mich nun überhaupt weigerte, dieses Mädchen zu heiraten?"

„So wären Sie vierundzwanzig Stunden später ein ruinierter Mann," sagte Osinski kalt. „Ambroise Salazat kennt kein Mitleid mit denen, die seine Pläne kreuzen."

Nikifor Iwanowitsch grub die Zähne in die Unterlippe. Er wußte gut genug, daß er in der Tat rettungslos verloren war an dem nämlichen Tage, wo Salazat und Osinski ihn fallen ließen, und zugleich dachte er daran, wie schmählich Gabrielle de Versigny ihn seit der Sitzung im Salon des Professors Richardson behandelt hatte.

Dreimal hatte er sich seit jenem Abend im Hause

des Schriftstellers melden lassen, und dreimal hatte man sich unter den üblichen Höflichkeitsvorwänden geweigert, ihn zu empfangen. Das bedeutete eine Abweisung, die ihm eine nochmalige Wiederholung seiner Besuche geradezu unmöglich machte, um so mehr, als auch Graf Bourmont ihm auf seine Fragen nur verlegen ausweichende Antworten zu geben vermocht hatte. Und der Gedanke an diese demütigende Enttäuschung seiner verbrecherischen Hoffnungen hatte jetzt vielleicht einen größeren Anteil an seinem Entschluß als Ladislaus Osinskis brutale Drohung.

„Gut denn!“ sagte er. „Ich habe Ihnen mein Wort gegeben, und ich werde es einlösen. Aber wie soll ich es anfangen, mit dem Mädchen zu reden? Ich kann doch nicht ohne weiteres auf sie zutreten, sie im Angesicht einiger hundert Menschen um ihre Hand bitten.“

„Lassen Sie es meine Sorge sein, Ihnen die Gelegenheit zu verschaffen. Begeben Sie sich unauffällig in das kleine rote Musikzimmer, wohin sich während der nächsten Stunde wahrscheinlich niemand verirren wird, und erwarten Sie dort das Weitere. Ich werde Ihnen Fräulein Blanche zuführen und werde Sie mit ihr allein lassen. Aber wohlverstanden, nur auf wenige Minuten. Sie dürfen sich nicht auf weitschweifige Erklärungen einlassen, sondern müssen rasch und energisch vorgehen, wenn Sie den Sieg davontragen wollen. Aber am Ende haben Sie ja in solchen Dingen Erfahrung genug, um meiner Ratschläge nicht zu bedürfen.“

Seitdem Blanche mit ihrer freundlichen, wenn auch etwas gepreßt klingenden Frage nach ihrem Befinden zu ihr getreten war, hatte sich Irène Salazats Zustand auffallend schnell gebessert. Nach einer Weile schon konnte sie aufstehen und sich wieder vollkommen sicher im Zim-

mer bewegen. Aber als die Schwestern sie aufforderten, mit ihnen zu der Gesellschaft zurückzukehren, schüttelte sie in gut gespielter Verwirrung den Kopf. Und indem sie Blanche ein wenig bei Seite nahm, sagte sie nach einigem Zaudern und mit schamhaft niedergeschlagenen Augen:

„Ich habe nur eine ganz unbestimmte Erinnerung an das, was vorhin auf der Bühne geschehen ist. Aber mir ist, als hätte ich etwas Fürchterliches getan, und als könnte ich mich jetzt vor keinem Menschen mehr sehen lassen. Bitte, sagen Sie mir doch ganz aufrichtig, liebste Blanche, was ist geschehen, ehe man mich hierhergebracht?"

„Da Sie verlangen, daß ich Ihnen die Wahrheit sage — Sie haben vor allen Leuten Herrn Erich Andersson geküßt."

„O mein Gott! Und er — was hat er darauf getan und gesagt?"

„Nichts, das sich irgendwie auf diesen Vorgang bezogen hätte. Auch wurde er schon wenige Minuten später abgerufen, und ich habe ihn seitdem noch nicht wiedergesehen."

„Was wird man jetzt unter Ihren Gästen von mir denken? Man wird sich über mich lustig machen und mich für das unweiblichste Geschöpf unter der Sonne erklären."

„Das dürfte doch wohl in erster Linie von dem Benehmen des Herrn Andersson abhängen und von der Art der Beziehungen, in denen Sie zu ihm stehen. Er allein ist im stande, einer ungünstigen Beurteilung Ihrer Handlungsweise vorzubeugen."

„Ich glaube Sie zu verstehen," sagte Irène, deren dunkler Kopf sich noch tiefer auf den Busen herabsenkte, „und ich hoffe — ich hoffe, er wird es tun."

Blanche hatte ein Gefühl, als ob sie ihr Herz in beide Hände nehmen müßte, damit es nicht zerspringe. Aber sie war viel stärker und tapferer, als sie selbst es sich jemals zugetraut hätte. Und ihre Stimme klang nur ein wenig verschleiert, als sie fragte:

„Das heißt, Sie sind sicher, daß er Sie liebt, und daß er alles Unangenehme dadurch verhindern wird, indem er sich mit Ihnen verlobt?"

Ohne zu der Fragenden aufzusehen, bewegte Irène nur bejahend den Kopf.

„Ich weiß es, daß er mir gut ist — warum sollte ich es Ihnen verschweigen? Er hat es mir deutlich gezeigt, damals, als er noch im Hause meines Vaters verkehrte. Und ich habe auch während dieser letzten Tage wieder manchen Beweis dafür erhalten. Aber er hält mich für sehr reich, und er fürchtet wohl, daß ein vermögensloser Künstler meinem Vater als Schwiegersohn nicht willkommen sein würde. Nun aber, da ich ihm in meinem halben Traumzustande verraten habe, was ich für ihn empfinde — —"

„Nun wird er nicht länger Bedenken tragen, um Sie zu werben. Das ist unter solchen Umständen allerdings wohl seine Pflicht."

Irène Salazat schien von der Stichhaltigkeit dieses Trostes ganz überzeugt, denn als sie jetzt aufblickte, war ein sehr glückliches und zuversichtliches Lächeln auf ihrem Gesicht, und sie setzte der wiederholten Aufforderung Blanches, zu der Gesellschaft zurückzukehren, keinen Widerstand mehr entgegen. Aber als sie alle drei auf den Gang hinaustraten, sahen sie sich von Osinski aufgehalten.

„Ich kam, um mich nach Ihrem Befinden zu erkundigen, Fräulein Salazat," sagte er.

„In der Tat, Herr Osinski, ich fühle mich wieder ganz wohl.“

„Und Sie, Fräulein Blanche? Ihre Frau Mutter äußerte soeben auch Ihretwegen einige Besorgnis.“

„Ich werde sie leicht beruhigen können, denn es ist nicht der allergeringste Anlaß dazu vorhanden.“

„Dasselbe habe auch ich ihr bereits gesagt. Ein wenig Lampenfieber, weiter nichts! Es gibt dagegen kein besseres Heilmittel als einen Erfolg, wie Sie ihn soeben davongetragen. Wie schade, daß Herr Andersson nicht mehr in der Lage ist, den ihm zustehenden Anteil des Triumphes persönlich in Empfang zu nehmen.“

„Was heißt das?“ fragte Irène. „Ist er denn fort?„

„Ach, Sie wissen es noch gar nicht? Jawohl, er wurde von einem Herrn abgerufen. Und er ist dann mit diesem Herrn fortgegangen, ohne etwas anderes als eine kurze schriftliche Entschuldigung für Frau Raguinot zurückzulassen.“

„Und Sie glauben, daß er nicht wieder auf dem Feste erscheinen wird?“

„Das scheint mir wohl nach der Art seiner Verabschiedung gänzlich ausgeschlossen.“

„Dann fahre auch ich nach Hause,“ erklärte Irène Salazat mit Bestimmtheit.

Blanche machte keinen Versuch, sie zum Bleiben zu bewegen, und die Schwestern wollten sie höflich in das Ankleidezimmer zurückbegleiten, um ihr bei dem Wechsel ihrer Toilette behilflich zu sein. Ladislaus Osinski aber nahm sich die Freiheit, Einspruch dagegen zu erheben.

„Sollte nicht Fräulein Marguerite für diese Hilfeleistung ausreichen?“ sagte er. „Ich glaube, daß Fräulein Blanche von Frau Raguinot erwartet wird, und ich wollte eben darum bitten, sie ihr zuzuführen.“

Auch Irène bestand darauf, daß Blanche seinem Verlangen entspreche, und so nahm diese nach einer kurzen Verabschiedung von der Nebenbuhlerin Osinskis Arm.

„Als ich Ihre Frau Mutter verließ, befand sie sich in dem roten Musikzimmer,“ sagte der Pole.

Eine Minute später schlug er den Türvorhang des von ihm bezeichneten Gemaches zurück und zog Blanche, die während ihres Weges kaum von dem Fußboden aufgeblickt hatte, rasch über die Schwelle. Erst als er ihren Arm freigab, sah sie, daß sie sich nicht ihrer Mutter, sondern dem Fürsten gegenüber befand.

Osinski aber sagte jetzt hastig: „Ich werde Frau Raguinot aufsuchen und sie hierher bringen. Sie haben wohl die Güte, uns zu erwarten.“

Er ging hinaus; noch eine Weile blieb er horchend hinter dem Vorhang stehen, und erst ,als er die Gewißheit erlangt hatte, daß der Fürst sich anschickte, seiner Weisung gemäß zu handeln, setzte er lautlosen Schrittes und mit einem zufriedenen Lächeln der Siegeszuversicht seinen Weg fort.

Es wurde ihm nicht schwer, die Dame des Hauses zu finden, aber sie war so stark umworben, daß es einige Mühe kostete, unbemerkt von den anderen ihr ein paar Worte leise zuzuraunen, die sie von seinen Wünschen verständigen sollten. Kaum aber hatte Frau Eugenie ihn verstanden, als sie auch schon seinen Arm nahm und sich von ihm führen ließ.

„Im roten Zimmer, sagen Sie? Und Sie glauben wirklich, daß er sich erklärt?“

„Die Andeutungen, die er mir darüber machte, waren nicht mißzuverstehen!“

Sie waren an die Tür des Musikzimmers gelangt,

und ohne auch nur einen Augenblick zu zaudern, schob Ladislaus Osinski den Vorhang zur Seite. Er hatte darauf gerechnet, Blanche in einer Situation zu finden, die es Frau Raguinot ermöglichte, ohne viele Erklärungen mit ihrem mütterlichen Segen dazwischenzufahren. Aber er blieb tief enttäuscht auf der Schwelle stehen.

Finster blickend und mit tief gefurchter Stirn stand Nikifor Rasumin vor dem jungen Mädchen, und Blanche, die soeben das entscheidende Wort gesprochen zu haben schien, hatte viel eher das Aussehen einer tief Unglücklichen als das einer holdselig verschämten Braut. Beim Anblick der Mutter warf sie sich an deren Brust und barg schluchzend das Köpfchen an ihrer Schulter.

„Gütiger Himmel!" sagte Frau Raguinot, die erst jetzt wirklich aus der Fassung geriet. „Was soll das bedeuten?"

„Es bedeutet, gnädige Frau," erwiderte der Fürst, „daß Fräulein Blanche mir soeben einen Korb gegeben hat. Und das mit einer Begründung, die mich ein- für allemal auf die Hoffnung verzichten läßt, mir die Zuneigung des gnädgen Fräuleins etwa doch noch zu gewinnen."

Er hatte es mit fester, ruhiger Stimme gesprochen. Und als Frau Eugenie, die in ihrer grenzenlosen Verwirrung nichts Besseres zu tun wußte, sich mit ihrem weinenden Töchterchen zurückgezogen hatte, wandte er sich eiskalten Tones an den Polen:

„Sie sind doch ein schlechter Rechenkünstler, Herr Osinski — bei all Ihrer Klugheit! Und wenn Sie durchaus mit den Herzen junger Mädchen operieren müssen, so sollten Sie sich künftig nur auf solche vom Schlage des Fräulein Salazat beschränken."

Siebzehntes Kapitel.

Es war am Abend nach diesem Feste.

Graf Bourmont war nach dem Diner, das er heute in einem ziemlich bescheidenen Restaurant eingenommen hatte, nicht in den Klub gefahren, sondern in seine Wohnung zurückgekehrt. In seiner Börse herrschte wieder einmal vollständige Ebbe, und er sah sich außer stande, die vor vierundzwanzig Stunden im Klub kontrahierten Spielschulden zu bezahlen.

Gabrielle, auf die er seine Hoffnungen gesetzt, hatte ihn am Nachmittag nicht empfangen, weil sie nach der Versicherung der Zofe mit einer Migräne das Bett hüten mußte, und de Versigny mußte das Rohrpostbillet, das er ihm gesandt hatte, wohl nicht empfangen haben, da bisher weder der gewünschte Scheck noch überhaupt eine Antwort von ihm eingetroffen war. Unter solchen Umständen blieb dem bedauernswerten Grafen in der Tat nichts anderes übrig, als sich durch Rauchen und Lesen schlecht und recht über die langweiligen Stunden vor dem Schlafengehen hinwegzuhelfen.

Eben hatte er ärgerlich die dritte, kaum zur Hälfte geranchte Zigarre in den Aschbecher geworfen, weil sie ihm trotz ihres köstlichen Aromas durchaus nicht munden wollte, als er das Anklingen der Glocke und gleich darauf die Stimme seines Dieners im Gespräch mit irgend jemand hörte.

„Den Teufel auch!" dachte er. „Lassen einem die Manichäer selbst um diese Stunde keine Ruhe mehr?"

Aber er hatte sich in seiner Vermutung doch betrogen, denn im nächsten Moment wurde die Tür seines Zimmers ziemlich ungestüm geöffnet, und Nikifor Rasumins gewaltige Gestalt erschien in ihrem Rahmen. Bourmont erkannte auf den ersten Blick, daß der Fürst stärker betrunken war, als er es sonst um diese frühe Stunde zu sein pflegte.

„Guten Abend, lieber Graf! Entschuldigen Sie, daß ich Ihnen so ohne alle Förmlichkeiten ins Haus falle. Aber ich bin eben aufgelegt, ein bißchen mit Ihnen zu plaudern. Und da ich im Vorüberfahren Licht bei Ihnen sah, schickte ich den Fiaker zum Teufel und kam herauf."

„Sie taten recht daran, mein Fürst; denn wer weiß, ob man mich ohne Ihre Dazwischenkunft nicht morgen früh als ein Opfer tödlicher Langeweile entseelt in diesem Sessel gefunden hätte. Nehmen Sie Platz und bedienen Sie sich! Die Zigarren stehen vor Ihnen. Und darf ich Ihnen ein Glas guten alten Burgunders anbieten?"

„Burgunder? Meinetwegen! Da Sie Herzhafteres wohl nicht zur Hand haben."

Graf Bourmont klingelte und befahl dem Diener, außer dem Burgunder auch eine Flasche Kognak zu bringen. Er wußte ja, daß dies das „Herzhaftere" war, das Rasumin meinte. Nikifor Iwanowitsch verschmähte denn auch den Wein ganz und gar. Aber er füllte eines der Burgundergläser bis zum Rande mit dem anderen, stark duftenden Getränk und leerte es auf einen Zug.

„Wie gesagt, mein teurer Bourmont — es verlangte mich, ein wenig mit Ihnen zu plaudern. Ich will Ihnen keine Schmeichelei sagen, aber am Ende sind Sie unter all dem Gesindel, mit dem ich mich da seit einiger Zeit

herumschlagen muß, doch noch bei weitem der anständigste Mensch."

„Ich bin Ihnen sehr verbunden für die freundliche Anerkennung," erwiderte der Graf lächelnd. „Aber es ist immerhin gut, daß Ihr Freund Osinski das nicht hört."

„Pah!" sagte Rasumin. „Dieser Mensch ist so wenig mein Freund, als Ihr Bedienter mein Freund ist. Ich verabscheue ihn."

„Ein etwas überraschendes Bekenntnis! Weshalb, wenn Sie ihn verabscheuen, haben Sie ihn denn zu Ihrem Vertrauten und zum Generaldirektor Ihres großen Ausstellungs-Unternehmens gemacht?"

„Ich — ihn? Ah, das ist ausgezeichnet! Sie sind also naiv genug, zu glauben, daß ich wirklich etwas mit dieser verrückten Eispalast-Idee zu schaffen habe?"

„In der Tat, mein Fürst, so glaubte ich. Ihre hohe gesellschaftliche Stellung und Ihre weitreichenden Beziehungen zum Zarenreiche —"

Nikifor Iwanowitsch schnitt eine Grimasse.

„Lassen Sie sich doch nicht auslachen, alter Freund! Meine weitreichenden Beziehungen würden nicht einen einzigen armseligen Kosaken nach Paris schaffen können. Ladislaus Osinski und Ambroise Salazat sind es, die den Plan ausgeheckt haben. Sie mögen nun auch zusehen, wie sie ihn zur Ausführung bringen."

Graf Bourmont war unangenehm überrascht; aber in einer Anwandlung vornehmer Gesinnung fühlte er plötzlich ein lebhaftes Widerstreben, sich durch einen Betrunkenen die Geschäftsgeheimnisse anderer Personen ausplaudern zu lassen. Geflissentlich bemühte er sich deshalb, das Gespräch auf einen anderen Gegenstand zu lenken.

„Anatole Descaves, den ich heute Mittag sprach, erzählte mir mancherlei interessante Dinge von dem großartigen Fest, das gestern im Hause der Frau Raguinot gefeiert wurde. Sie, mein Fürst, sollen ja gewissermaßen der Löwe des Abends gewesen sein."

„Ein sehr trauriger Löwe — bei meiner Seele! Ein Löwe, dem man die Peitsche gab, weil er sie verdient hatte, denn daß mir Fräulein Blanche Raguinot gestern den schmählichsten Korb gegeben hat, konnte Ihnen Herr Anatole Descaves wohl allerdings nicht erzählen."

Graf Bourmont gab es auf, sich gegen die vertraulichen Mitteilungen seines Besuchers zu wehren; aber er suchte die Sache von der scherzhaften Seite zu nehmen.

„Pah," meinte er, „ein Kavalier von Ihrem Range und Ihrer Erscheinung braucht ja auch nur seine Hand auszustrecken, um irgend ein anderes Goldfischchen einzufangen."

Rasumin, der die Kognakflasche bereits zur Hälfte geleert hatte, fuhr plötzlich wie in einer Zorneswallung auf.

„Zum Henker mit Ihren Goldfischchen, Graf Bourmont! Bin ich denn ein so ausgemachter Lump, daß alle Welt es für selbstverständlich hält, ich würde eines Tages meine Fürstenkrone und mein Herz für schnödes Gold verkaufen? Mein Wort darauf, wenn der erbärmliche Anschlag dieses Osinski, den Gott verdamme, gestern gelungen wäre, ich hätte die Verlobung noch heute wieder aufgelöst. Machen Sie nicht ein so ironisches Gesicht! Ich bin nicht in der Laune, es zu ertragen, wenn ich von diesen Dingen rede. Denn es sind verteufelt ernsthafte Dinge; und wenn Ihnen daran liegt, den Namen des Weibes zu erfahren, das ich bis zum Wahnsinn liebe, so — —"

Er mußte mitten in seiner leidenschaftlichen Rede abbrechen, denn in diesem Augenblick öffnete der Diener die Tür und meldete:

„Madame de Versigny.“

„Wenn er statt dessen „Feuer!“ oder „Diebe!“ gerufen hätte, so wären die beiden Herren schwerlich ungestümer aus ihren Sesseln emporgefahren, als bei dem Klange dieses Namens. Die Riesengestalt Rasumins erzitterte, Graf Bourmont aber, in dessen Herzen sogleich eine ganze Fülle beglückender Hoffnungen aufschoß, eilte mit einigen raschen Schritten zur Tür.

„Mein Kind — mein geliebtes, teures Kind! Um des Himmels willen, was ist dir?“

Totenblaß, mit dunkel umschatteten Augen und farblosen Lippen, stand Gabrielle auf der Schwelle. Sie hatte die Anwesenheit des Fürsten noch gar nicht bemerkt, und in mühsamen, abgerissenen Worten kam es aus ihrer Brust:

„Ich habe, wie du siehst, das Haus meines Gatten verlassen, um bei dir eine Zuflucht zu suchen. Es ist nichts Besonderes geschehen, aber ich fürchtete, wahnsinnig zu werden unter seinem Dache.“

„Du hast recht getan, dich zu mir zu flüchten, meine arme Gabrielle! Du hättest es längst tun sollen — schon damals, als sein Verschulden jedes Band zwischen euch zerriß. — Aber wie verstört du aussiehst! Und du bist ganz durchnäßt. Gütiger Gott, du hast doch nicht etwa den weiten Weg in Wind und Regen zu Fuß zurückgelegt?“

„Ja, ich dachte nicht daran, daß ich einen Wagen nehmen könnte. Und es war auch anfänglich gar nicht meine Absicht, zu dir zu gehen. Ich wußte wohl selbst

nicht, wohin ich gehen wollte. Nur fort wollte ich — fort!"

„Dahin also hat es dieser Verworfene gebracht! Er hat mein Kind auf die Straße hinausgetrieben! Aber ich werde ein Ende machen — bei meiner Ehre, das werde ich. Morgen wirst du die Scheidungsklage gegen ihn anstrengen."

Gabrielle wurde wie von einem Fieberfrost geschüttelt, und Bourmont, der ihre durchnäßten Kleider für die Ursache hielt, erinnerte sich, daß irgend etwas geschehen müsse, um sie vor einer ernstlichen Erkrankung zu schützen.

„Gustav soll sogleich die Frau des Pförtners heraufrufen, damit sie dich auskleiden und zu Bett bringen kann, mein armes Kind," sagte er mit einer Zärtlichkeit, die heute noch überschwenglicher klang als sonst. „Gedulde dich nur einen Augenblick, bis ich den schwerfälligen Burschen ordentlich instruiert habe.

Er hatte wohl in seiner begreiflichen Aufregung die Anwesenheit des Fürsten vollständig vergessen; denn sonst würde er bei dem Zustande, in dem sich Nikifor Iwanowitsch befand, seine Tochter schwerlich mit ihm allein gelassen haben. Als Gabrielle Rasumins ansichtig wurde, hatte ihr Vater das Zimmer bereits verlassen, und sie war zu bestürzt, als daß sie sogleich daran gedacht hätte, ihn zurückzurufen. Der Fürst aber trat auf sie zu und sagte mit der schweren Zunge des Trunkenen:

„Fürchten Sie nichts mehr von Ihrem Gatten! Von diesem Augenblick an stehen Sie unter meinem Schutze."

Sie hatte in ihrer Unerfahrenheit die Natur seines Zustandes noch nicht begriffen, aber seine seltsame Sprache und der Ausdruck seines Gesichts flößte ihr eine

Empfindung ein, die sehr verschieden war von ihrer bisherigen, fast demütigenden Bewunderung.

„Ich stehe unter dem Schutze meines Vaters, Monseigneur,“ erwiderte sie, „und ich bedarf keines anderen Beistandes.“

„Ah, Ihr Vater —! Was kann er für Sie tun? Er liebt Sie doch nur, wie ein Vater lieben kann. Ich aber, Gabrielle, ich liebe Sie wahnwitzig, glühend — ich liebe Sie mehr, als irgend eine armselige Menschensprache es in Worten ausdrücken kann. Sie sollen fortan meine Herrin und meine Gattin sein — meine Erretterin und mein guter Engel.“

Sprachlos vor Schrecken hatte Gabrielle vor ihm gestanden. Nun aber, da er sich mit der Gefühlsüberschwenglichkeit des Berauschten und des Russen vor ihr auf die Kniee warf, wich sie entsetzt zurück.

„Stehen Sie auf, Fürst Rasumin,“ sagte sie zitternd. „Sie sind von Sinnen.“

Er aber wußte in seiner tollen Raserei wohl kaum noch, was er tat.

„Wenn ich's bin, so hast du allein mich sinnlos gemacht mit deiner Schönheit und mit deinen süßen, traurigen Augen!“

Auf seinen Knieen war er der zum Tode Erschrockenen gefolgt, bis die Wand des Zimmers sie vor weiterem Zurückweichen hinderte. Er streckte die Arme aus, sie zu umschlingen, und mit unsäglichem Ekel spürte Gabrielle den Duft des Alkohols, der ihn umgab. Da raffte sie ihre ganze Kraft zusammen, und indem sie mit verzweifelter Anstrengung bemüht war, sich zu befreien, rief sie zweimal mit gellender Stimme um Hilfe.

Graf Bourmont hatte diese Rufe vernommen, aber er war dennoch nicht der Erste, der zu ihrem Beistand

herzueilte. Sein Schwiegersohn Guy de Versigny, dem der Diener gerade in diesem Augenblick auf sein Klingeln die Tür der Wohnung geöffnet hatte, kam ihm zuvor. Er kannte die Stimme seiner Frau, und eine Sekunde später war er an ihrer Seite. Ein furchtbarer Faustschlag, der ihn mitten ins Gesicht getroffen, zwang den Fürsten, ihre Hände freizugeben. Und als Graf Bourmont auf der Schwelle erschien, sah er, daß seine Tochter keines weiteren Beschützers mehr bedurfte.

Hoch aufgerichtet und voll imponierender Mannhaftigkeit stand Guy de Versigny mit blitzenden Augen dem Fürsten gegenüber, der sich vom Boden aufgerichtet und mit beiden Händen die Lehne eines Sessels umklammert hatte, wie wenn er sich desselben im nächsten Augenblick als einer furchtbaren Waffe bedienen wollte, um seinen Gegner zu zerschmettern. Doch ob es die Anwesenheit Gabriellens war, der furchtlose, funkelnde Blick de Versignys eine lähmende Wirkung auf ihn übte — jedenfalls ließ Fürst Nikifor Iwanowitsch die halb schon erhobene Waffe wieder sinken, und seine Lippen murmelten:

„Wir werden morgen miteinander abrechnen — morgen!“

Guy würdigte ihn keiner Antwort. In einem Tone, der den sonst so stolzen Aristokraten mit einer sehr unbehaglichen Empfindung scheuen Zagens erfüllte, wandte er sich an den Grafen:

„Ein zurückgelassener Brief Ihrer Tochter hatte mich vermuten lassen, daß ich sie hier bei Ihnen finden würde. Was auch immer nun weiter geschehen mag — so lange Gabrielle dem Namen nach meine Gattin ist, wird sie keine Viertelstunde lang unter dem Dache eines Mannes verweilen, der sie nicht einmal vor den Be-

schimpfungen eines Schurken zu schützen vermag. Sie wird mit mir in mein Haus zurückkehren. Und ich verbiete Ihnen, Herr Graf de Bourmont, die Schwelle dieses Hauses jemals wieder zu überschreiten."

Mit einem recht unvollkommen gelungenen Versuche, sich doch noch zu der imponierenden Haltung eines beleidigten Vaters aufzuraffen, wollte Graf Bourmont Einspruch erheben. Aber Gabrielle fiel ihm schon bei seinen ersten Worten in die Rede:

„Herr de Versigny hat recht. Ich durfte sein Haus unter keinen Umständen ohne seine Einwilligung verlassen. Und ich bin bereit, mich ohne Widerspruch zu fügen."

Raschen Schrittes verließ Gabrielle, ihrem Gatten voraufgehend, die Wohnung, und ohne aufzublicken, bestieg sie den vor dem Hause haltenden Wagen, dessen Schlag er ihr ritterlich geöffnet hatte. Sie mochte erwartet haben, daß er sich zu ihr setzen würde. Doch sie hörte nur, wie er dem Kutscher die erforderliche Weisung gab, und dann, nachdem das Gefährt sich in Bewegung gesetzt hatte, sah sie für einen Moment in dem Licht einer Straßenlaterne sein blasses, tieftrauriges Gesicht.

Achtzehntes Kapitel.

Der Untersuchungsrichter Attel, zu dem man den verstört aussehenden Menschen auf sein dringendes Verlangen vor einer Viertelstunde geführt hatte, konnte sich von seiner gewaltigen Überraschung noch immer kaum erholen. Die anscheinend so sensationelle Angelegenheit, die seit vierundzwanzig Stunden die hohen militärischen Kreise und die oberste Justizbehörde von Paris in eine geradezu fieberhafte Aufregung versetzt hatte, gewann durch die offenbar vollkommen glaubwürdige Selbstbezichtigung dieses Mannes ja mit einem Schlage ein gänzlich verändertes Aussehen. Aber noch immer kamen dem würdigen Herrn neue Zweifel, über die er sich durch eindringliche Befragung des merkwürdigen Menschen, der da völlig gebrochen vor ihm saß, Aufklärung zu verschaffen suchte.

„Die Verhaftung des Hauptmann Pierre de Sabran ist bis zu diesem Augenblick streng geheim gehalten worden," sagte er. „Durch wen haben Sie Kenntnis davon?"

Mit leiser Stimme gab Igor Markiewicz Antwort auf diese wie auf alle früheren Fragen.

„Durch einen Brief, den der Unterbeamte Besnard aus dem Generalstabe vor seinem heute früh verübten Selbstmorde an mich geschrieben. Besnard war infolge seiner Stellung von allen Ereignissen unterrichtet, und da er selbst mir das Schriftstück geliefert hatte, dessen Entwendung man irrtümlicherweise dem Hauptmann

zur Last legt, so sah er voraus, daß über kurz oder lang die Wahrheit ans Licht kommen müsse. Die Furcht vor Entdeckung und Strafe war es, die ihn in den Tod trieb. Und in dem Briefe, den ich in meiner ersten Aufregung leider vernichtet habe, schreibt er, daß er gleichzeitig auch ein schriftliches Schuldbekenntnis an den Chef des Generalstabs absende."

„Sie erklären also, daß Sie mit diesem Besnard schon seit längerer Zeit in einer zu landesverräterischen Zwecken angeknüpften Geschäftsverbindung gestanden haben?"

Markiewicz nickte.

„Er war weniger schuld als ich; denn bis vor kurzem wußte ich ihn über die Verwendung der Schriftstücke zu täuschen, die er mir gegen gelegentliche kleine Geldgeschenke immer nur auf so lange überließ, als ich Zeit brauchte, um eine Abschrift von ihnen zu nehmen."

„Nun, wir werden ja später feststellen, inwieweit diese Angaben auf Wahrheit beruhen. Tatsächlich hat man im Generalstabe schon seit längerer Zeit den Verdacht gehegt, daß von irgend einem Eingeweihten Verrätereien verübt würden, und als vor zwei Tagen im Kriegsministerium eine anonyme Denunziation einlief, welche den Hauptmann Pierre de Sabran beschuldigte, in einem landesverräterischen Verkehr mit dem unter der Maske eines Skandinaviers hier lebenden deutschen Maler Erich Andersson zu stehen, mußte man sich zu um so schnellerem Einschreiten veranlaßt sehen, als die Anzeige einige sehr detaillierte Angaben enthielt. Es wurde darin gesagt, Andersson pflege die entwendeten Schriftstücke in einem Schubfach seines Schreibtisches zu verwahren. Und man schritt deshalb unverzüglich zu einer Haussuchung, deren Ergebnis die sofortige Verhaftung

der beiden Verdächtigen im vollsten Maße rechtfertigte. Sind Ihnen alle diese Dinge bekannt?"

„Ja. Wenigstens hat mir Besnard geschrieben, daß man im Schreibtisch des Herrn Andersson das von ihm unterschlagene Exposé gefunden habe und zwar mit einem Begleitbriefe von der Hand des Hauptmanns de Sabran. Der arme Besnard hat zwar sich diesen angeblichen Begleitbrief nicht erklären können; für mich aber bedeutet es kein unauflösliches Rätsel: denn ich selbst habe ihn geschrieben."

„Das sagten Sie schon vorhin. Sie taten es also in der bewußten und wohlüberlegten Absicht, den Verdacht des Diebstahls und des Verrats auf Herrn de Sabran zu lenken?"

„Nein. Als ich den Brief, der ja eigentlich nur ein kleiner Zettel ist, anfertigte, wußte ich noch nichts von der Existenz des Hauptmanns, und ich ahnte nicht, welchen Namen die drei Buchstaben P. d. S. unter dem Texte bedeuten sollten. Ich handelte eben nur im Auftrage eines Dritten, und es war eine ganz bestimmte Bestellung, die ich gegen Bezahlung ausführte."

„Wer aber war dieser Dritte?"

„Mein Landsmann Ladislaus Osinski, den Sie, wie ich hoffe, verhaften lassen werden, bevor er Gelegenheit gefunden hat, sich in Sicherheit zu bringen."

„Wir hätten dann also in ihm, nicht in dem Hauptmann, den übrigens alle seine Kameraden und Mitarbeiter von vornherein für schuldlos erklärten, den Mitschuldigen jenes Andersson zu erblicken?"

„Ich weiß nichts von dem Maler; aber ich halte es keineswegs für unmöglich, daß auch er nur das Opfer eines schurkischen Anschlages ist gleich dem Hauptmann."

„Erzählen Sie mir etwas Näheres über Ihre Verbindung mit Osinski!"

„Ich kenne Ladislaus Osinski seit vielen Jahren. Als unsere Beziehungen angeknüpft wurden, besaß er ein großes Vermögen, und auch ich war ein wohlhabender Mann. Doch eines Tages sah ich mich vollständig ruiniert, und da unter meinen Schulden einige etwas bedenklicher Natur waren, wandte ich mich um Beistand an ihn. Er versagte ihn mir nicht und engagierte mich sogar einige Monate später als seinen Sekretär. Aber meine Bedrängnisse hatten damit noch nicht aufgehört, und es gab einige drückende Verlegenheiten, die ich ihm aus besonderen Gründen nicht anvertrauen konnte. Da griff ich denn in meiner Not zu einem verzweifelten Rettungsmittel. Ich setzte den Namen Osinskis auf einige Wechsel, ohne erst seine Erlaubnis einzuholen, und weil die Entdeckung dieser Fälschungen unausbleiblich war, ergriff ich mit dem auf solche Art erbeuteten Gelde die Flucht."

„Nun, es scheint, daß Sie ein recht nettes Sündenregister aufzuweisen haben, mein Herr Markiewicz! Fahren Sie fort!"

„Ladislaus Osinski zeigte sich großmütiger, als ich es hätte erwarten dürfen. Er löste die gefälschten Wechsel ein und ließ mich nicht verfolgen. Das Schicksal warf mich in aller Herren Länder umher, und als ich nach Paris zurückkehrte, glaubte ich jene alten Geschichten längst vergessen. Von Osinski hatte ich nichts mehr gehört, bis ich ihn vor einigen Wochen zu meinem namenlosen Schrecken plötzlich auf der Straße vor mir stehen sah. Ich war so verwirrt und bestürzt, daß er in jener Stunde alles mit mir hätte anfangen können. Und da er den Verzeihenden spielte, glaubte ich, ihm auf alle

seine teilnehmenden Fragen nur die rückhaltlose Wahrheit sagen zu dürfen. Er erfuhr also, daß ich im Solde eines ausländischen Agenten stand und mit dem schimpflichen Gewerbe eines politischen Spions mein elendes Dasein fristete. Wohlwollend riet er mir, dies Geschäft so bald als möglich an den Nagel zu hängen und ließ sich meine Adresse geben. Bald nachher beschied er mich zu sich und erteilte mir zu meiner nicht geringen Überraschung den Auftrag, von dem ich Ihnen gesprochen. Ich sollte ihm irgend ein wichtiges und geheimes Schriftstück aus dem Bureau des Generalstabes verschaffen, und ich sollte meine Geschicklichkeit in der Nachahmung fremder Handschriften dazu verwenden, unter Benutzung eines älteren, ganz unverfänglichen Briefes, den er mir einhändigte, einen auf jenes Schriftstück bezüglichen Begleitzettel anzufertigen, in welchem dem Empfänger, der mit „Lieber A." angeredet wurde, die größte Vorsicht ans Herz gelegt werden sollte. Mein Bedenken gegen die Übernahme eines solchen Auftrages wußte er durch das Versprechen einer Entschädigung von dreitausend Francs und — als auch das noch nicht die gewünschte Wirkung hatte — damit zu beseitigen, daß er mich in recht verständlichen Andeutungen an meine alte, noch nicht verjährte Schuld erinnerte. Ich ging auf seinen Vorschlag ein und tat, was er verlangte. Ich wurde der Mörder des unglücklichen Besnard, indem ich ihn durch die Verheißung einer Prämie von fünfhundert Francs zum erstenmal zur bewußten Begehung eines Verbrechens verleitete. Er verschaffte mir, was ich brauchte, und mit heißem Bemühen brachte ich jenen Zettel zu stande."

„Ein Schurkenstreich, der an Nichtswürdigkeit wahrhaftig nicht mehr zu übertreffen ist! Und Osinski?

— Er hat Ihnen die versprochene Belohnung wirklich gezahlt?"

„Ja. Er wollte sogar noch mehr tun als das. Denn er bot mir weitere dreitausend Francs für den Fall, daß ich mich bereit erkläre, Frankreich auf der Stelle zu verlassen. Ich aber hatte triftige Gründe, dieses Anerbieten zurückzuweisen. Und es ist gut, daß ich es getan; denn ich wäre andernfalls wohl schwerlich in die Lage gekommen, durch mein Zeugnis die Rechtfertigung eines Schuldlosen herbeizuführen."

Erst eine Stunde später wurde Igor Markiewicz aus dem Amtszimmer des Untersuchungsrichters in das Gefängnis abgeführt. Er befand sich unter sehr sicherer Bedeckung, und seinen Begleitern wurde gleich den Gefängniswärtern nachdrücklich eingeschärft, daß sie ihre Aufmerksamkeit besonders auf etwaige Selbstmordversuche zu richten hätten.

Aber es schien, daß die Besorgnis, der Pole könne sich durch einen freiwilligen Tod seinen irdischen Richtern entziehen wollen, eine grundlose war. Denn stumpf und gleichgültig, als hätten die Dinge, die ihm bevorstanden, alles Beängstigende und Erschreckende für ihn verloren, kauerte er Stunde um Stunde regungslos auf seinem Schemel.

Neunzehntes Kapitel.

„Der Geschicklichkeit eines Geheimpolizisten, der sich unter angenommenem Namen in eine seiner berühmten Sitzungen hatte einführen lassen, ist es gestern gelungen, die Gaukeleien des namentlich in der vornehmen Pariser Gesellschaft sehr bekannten Spiritisten „Professors“ Richardson zu entlarven und diesem Herrn, der in manchen Köpfen bereits recht beträchtliches Unheil angerichtet haben dürfte, vorläufig das Handwerk zu legen. Man fand bei der späteren Durchsuchung des Sitzungszimmers und der anstoßenden Gemächer eine ganze Anzahl von sinnreich konstruierten und untergebrachten Apparaten, deren Dasein alle „übernatürlichen“ Erscheinungen der Seancen auf eine merkwürdig natürliche Weise erklärte. Es fehlte da so wenig an einem Phonographen und an verschiedenen Spieluhren zur Hervorbringung der rätselhaften „Sphärenmusik“, wie an einer Vorrichtung zur Erzeugung des eiskalten Grabeshauches, den die Gläubigen zuweilen über sich hinstreifen fühlten, von Scheinwerfern und anderem theatralischen Rüstzeug, mit dessen Hilfe der geschickte Taschenspieler selbst anständige Leute zu täuschen gewußt hat. Obwohl man Beweise dafür hat, daß sein „Geschäft“ ein sehr einträgliches gewesen ist, hat man doch davon Abstand genommen, ihm den Prozeß zu machen, und sich damit begnügt, ihm wie seinem „Medium“, einer ehemaligen Chantant-Künstlerin, den schleunigsten Wechsel des Aufenthalts nahezulegen.“

Mit schamglühendem Antlitz warf Gabrielle de Ver-

signy das Zeitungsblatt zu Boden, in dem sie diese Notiz gefunden hatte. Das also war die Erklärung für jene Geisterstimme, durch deren grausame Mahnung sie sich seit jenem unglückseligen Abend fast hatte zum Wahnsinn treiben lassen! Vielleicht aber würde sich auch jetzt noch etwas wie ein leiser Zweifel in ihrem Herzen geregt haben, wenn nicht ein Brief ihres Vaters sie auch die niedrigen Beweggründe jener unwürdigen Komödie hätte erraten lassen. Graf Bourmont hatte diesen Brief noch in der verwichenen Nacht geschrieben, und es war eine für ihn sehr unglückliche Eingebung gewesen, die ihn diktiert hatte. Erschreckt durch das Verbot de Versignys, sein Haus wieder zu betreten, und geängstigt durch die Vorstellung, daß damit auch seine letzte Geldquelle versiegt sein könnte, hatte er den Versuch machen wollen, seine Tochter durch die eindringlichsten Überredungsmittel zur Anstrenegung der Scheidungsklage zu bewegen. Und er hatte — ganz in dem Bann seiner eigenen Ideenwelt befangen — die unverzeihliche Ungeschicklichkeit begangen, dabei auch jenes Vertrages zu erwähnen, den de Versigny vor seiner Verheiratung mit ihm eingegangen war. Schon bei dem Empfang dieses Briefes, dessen Ton und Absicht sie mit unsäglichem Widerwillen erfüllt hatte, war es der jungen Frau wie ein Schleier von den Augen gefallen. Und der Zufall, der sie nun auf jene bedeutsame Zeitungsnotiz aufmerksam werden ließ, zeigte ihr das Benehmen ihres Vaters wie die Ereignisse der letzten Zeit vollends in dem unbarmherzigen Lichte der vollen Wahrheit. Eine Empfindung schmerzlichster, aufrichtigster Reue wallte heiß in ihrem Herzen auf, und sie fühlte ein sehnsüchtiges Verlangen, sich ihrem Gatten zu Füßen zu werfen und seine Verzeihung zu erflehen.

Daß sie in Wahrheit niemals aufgehört habe, ihn zu lieben, und daß alle die unsäglichen Leiden der letzten zwei Jahre nur dem Widerstreit zwischen ihrer Liebe und ihrer kindlichen Pietät entsprungen waren — sie hatte es mit der zwingenden Gewalt empfunden mit dem Augenblick, da sie ihren Gatten so stolz und voll so unerschrockenen, männlichen Mutes dem Fürsten gegenüber sah.

Sie hatte Guy seit ihrer Rückkehr noch nicht wiedergesehen, und sie hatte nicht den Mut gehabt, ihn in seinen Zimmern aufzusuchen. Sie hätte ihm so gern gesagt, daß sie krank und beinahe wahnsinnig gewesen sei, als sie ihn hatte verlassen wollen — und daß es nicht der Haß gegen ihn gewesen war, der sie aus seinem Hause getrieben, sondern einzig der aufreibende, vernichtende Kampf zwischen ihrer unbesieglichen Liebe für den Lebenden und ihrer eingebildeten Pflichten gegen die Tote.

Der Diener kam, um ihr den Besuch des Herrn Ladislaus Osinski zu melden. Sie erwiderte, daß sie niemanden empfangen könne; aber da stand schon der Pole in der Tür.

„Sie müssen mich anhören, gnädige Frau," sagte er, „denn es handelt sich um das Leben eines Mannes, der Ihrem Herzen am nächsten steht. Noch vor Ablauf dieser Stunde wird sich Fürst Rasumin mit Ihrem Gatten schlagen, und die Bedingungen dieses Zweikampfes sind derart, daß nur einer von ihnen lebend den Kampfplatz verlassen wird."

Mit einem Schrei des Entsetzens war Gabrielle aufgefahren.

„Nein — nein — nein! Dieses Fürchterliche darf nicht geschehen! Und wenn ich es nicht anders verhin-

Zwanzigstes Kapitel.

Frau Eugenie Raguinot war eine sehr ehrgeizige Dame, aber sie war im Grunde doch eine noch zärtlichere Mutter. Und sie gewann es schließlich sogar über sich, ein heiteres und glückliches Gesicht zu zeigen, als sie erkennen mußte, daß alle ihre hochfliegenden Träume von einem Sprung in die große Aristokratie vor dem hartnäckigen Eigensinn zweier jungen Mädchenherzen in Nichts zerstoben.

Diese Erkenntnis aber kam ihr in der nämlichen Stunde, da Erich Andersson und Pierre de Sabran gemeinsam in der Villa Raguinot erschienen, um sich voll besten Humors als „haftentlassen" zu melden. Sie war auf dieses Ereignis noch nicht vorbereitet gewesen und hatte es glücklicherweise unterlassen, den Zwillingen die erforderlichen Verhaltungsvorschriften einzuschärfen. Ob sie damit indessen den gewünschten Erfolg ganz sicher erzielt haben würde, mußte angesichts der Tatsache, daß Fräulein Marguerite dem eintretenden Pierre mit einem Jubelschrei entgegenflog und sich ohne alle vorbereitenden Erklärungen in seine ausgebreiteten Arme stürzte, doch mindestens recht zweifelhaft erscheinen. Und ebensowenig konnte sie es hindern, daß Fräulein Blanche und der Maler plötzlich beide Hand in Hand und mit strahlenden Gesichtern vor sie hintraten, um ihren mütterlichen Segen für ihren Herzensbund zu erbitten. Und da sie bei all ihren Eitelkeiten eine kluge Frau war, so brachte sie es nach einem rasch vorübergehenden Moment der Be-

troffenheiten fertig, ein so heiteres und zufriedenes Gesicht zu machen, wie wenn sie sich niemals glänzendere Schwiegersöhne gewünscht hätte.

Ein bitteres Tröpflein fiel allerdings noch in den Becher ihrer Zufriedenheit. Und das war die fatale Notwendigkeit, sich mit dem Verlust der hunderttausend Francs abzufinden, die sie dem Fürsten Rasumin für sein großes Unternehmen der „Historischen russischen Ausstellung vom Jahre 1900“ angewiesen hatte.

Denn diese großartige Ausstellungsidee hatte sich leider in eitel Dunst verflüchtigt.

Ladislaus Osinski war verhaftet worden, als er, aus der Wohnung des toten Fürst Rasumin kommend, seine prächtigen Bureauräume an der Avenue de Messina betreten hatte, und alle seine pathetischen Proteste hatten nicht verhindern können, daß man ihn nach einer ersten kurzen Vernehmung in das Gefängnis abführte, aus dem er aller Voraussicht nach vor Ablauf einiger Jahre nicht wieder entlassen werden dürfte.

Anfänglich hatte die gegen ihn eingeleitete Untersuchung sich nur gegen die auf Pierre de Sabran und rich Andersson angezettelte Intrigue erstreckt, bald ber waren auch seine geschäftlichen Manipulationen iner schärferen Prüfung unterzogen worden. Und die rgebnisse der nach dieser Richtung hin angestellten achforschungen waren zuerst für den Polen wie für errn Ambroise Salazat geradezu vernichtende gewesen.

Der kluge Spekulant und sein noch klügeres Töchrchen aber mußten sich wohl seit dem Augenblick, da sie e Kunde von Rasumins Selbstmord und von Ladisus Osinskis Verhaftung erhielten, auf den Eintritt er solchen Wendung gefaßt gemacht haben, denn als r Ambroise Salazat zum ersten Male vor den Unter-

suchungsrichter sistiert werden sollte, stellte sich heraus, daß er in Begleitung seiner Tochter und unter Mitnahme seines ganzen beweglichen Vermögens die französische Hauptstadt verlassen habe.

Auch Graf Bourmont machte bald nach der Aussöhnung des de Versignyschen Ehepaares eines Tages die Entdeckung, daß das Pariser Klima seiner angegriffenen Gesundheit wenig zuträglich sei. Er beschloß, auf Reisen zu gehen und dann den Winter im südlichen Frankreich zuzubringen, wobei jedoch nach einem Vertrage, den er mit seinem Schwiegersohne abgeschlossen, ein längerer oder vorübergehender Aufenthalt in Nizza und seiner näheren Umgebung unbedingt ausgeschlossen sein sollte — wahrscheinlich, weil Guy de Versigny gefürchtet hatte, daß die landschaftlichen Schönheiten des Fürstentums Monaco einen zu verführerischen Reiz auf den alten Herrn ausüben könnten.

Ende.

A. Seydel & Cie., G. m. b. H., Berlin S.W.